Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten
See- und Landreisen,
von der
Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt
von
mehreren Gelehrten,
und herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
königl. Bibliothekar zu Bamberg.

Acht und sechzigstes Bändchen.
Mit einem Kupfer.

II. Theil. 1. Bändchen von Ost-, West- und Süd-Indien.

Grätz,
Druck und Papier von Joh. Andr. Kienreich.
1833.

Amerigo Vespucci.

Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten Reisen
durch
Ost-, West- und Süd-Indien.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt
von
mehreren Gelehrten,
und herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,

königl. Bibliothekar zu Bamberg.

II. Theil. 1. Bändchen.

Grätz,
Druck und Papier von Joh. Andr. Kienreich.
1833.

I. Reise

des Kaufmanns Amerigo Vespucci aus Florenz nach West-Indien. Aus dem Lateinischen frey übersetzt von Wolfgang Friedrich Eckert, Weltpriester im Erzbisthume Bamberg. *)

Am 20. Mai 1499 (nicht 1497 wie Vespucci gelogen hat) segelten wir mit 4 Schiffen unter dem

---

*) Alberici (i. q. Americi) Vespucii mundus novus, s. epistola ad Laurentium Petrum de Medicis, de reditu suo ab novis regionibus. S. l. et a. 4. Einige glauben, dieser Brief sey 1501 erschienen. Der Seltenheit wegen wurde er öfters aufgelegt z. B. in dem Werke: Cosmographiae introductio, cum quibusdam geometriae ac astronomiae principiis etc. Insuper quatuor Americi Vespucii navigationes S. l. IV. lat. sept. 1507. 4. So kommen sie auch in der ersten Abtheilung der Hutich. Gryn. Hervag. Sammlung von 1532, 1537 und 1555 vor, nach welcher die erste Pariser-Ausgabe von 1532 sich bildete. Bald erschien eine italienische Uebersetzung von Giann. Giocondo,

Commandeur Odeja von Cadix an die Canarischen Inseln, wo wir uns während eines achttägigen Aufenthaltes mit Holz, Waffen und andern Bedürfnissen versahen. Nach einer 27tägigen Fahrt kamen wir an das Festland, ungefähr tausend Meilen westlich von den Canarischen Inseln. Wir legten unsere Schiffe vor Anker, stiegen an das Land, und trafen zu unserer größten Freude eine unzählige Volksmenge, die sich nackt am Ufer herumtrieb. Aber auch sie waren sehr betroffen, als sie uns — Menschen mit Kleidern bedeckt, und von anderer Ge-

---

welche auch in die Raccolta de viaggi von Ramusio zu Venedig 1588 Fol. Vol. I. p. 128 unter dem Titel: Sommario di due navigationi etc. aufgenommen wurde. Die französische Uebersetzung erschien im Anfange des XVI. Jahrhunderts unter dem Titel: Le nouveau monde et navigations d' Americ de Vespuce, Florentin, translaté de l'italien en françois par Mathurin de Redouer S. l. et a. Die erste deutsche Uebersetzung durch Dr. Jobst Ruchamer: „Unbekanthe landte und ein newe weldte in kurzvergangener zeythe erfunden“ welche bey G. Stüchs zu Nürnberg 1508 erschien, befindet sich auf der Bamberger Bibliothek. Nach ihr folgte jenen von Dr. M. Herr zu Straßburg 1534; andere zu Frankfurt 1601, zu Oppenheim 1618 und zu Berlin von M. Fr. Voß 1722. Seb. v. Münster, Joh. Theodor und Thomas von Bry, nebst andern waren blinde Nachbether. Die kecke Lüge A. Vespucci's, er habe seine erste Reise schon am 20. März 1497 (statt 1499) begonnen, wurde von Charlevoix im I. Theile seiner Histoire de S. Dominique, nach ihm von Toz, Tirabo-

sichts-Bildung sahen. Bald flohen sie auf einen benachbarten Berg, und waren weder durch Winke, noch sonstige Zeichen der Freundschaft dahin zu bringen, sich uns zu nähern. Die Nacht brach an; unsere Schiffe waren nicht gehörig gesichert. Wir suchten einen bequemen Hafen, und fanden ihn nach einer zweytägigen Fahrt, während welcher wir die Bewohner der Insel immer im Angesichte hatten. Wir stiegen an das Land, konnten aber von der zahllosen Schar nur einige Wenige, und mit großer Mühe dahin bringen, mit uns zusammen zu treten, nachdem wir ihnen Schellen, Spiegel, Gürtel und andere Kleinigkeiten gegeben hatten.

Bey dem Einbruche der Nacht zogen wir uns auf unsere Schiffe zurück. Aber ehe noch der folgende Morgen graute, bemerkten wir am Gestade

---

schi und Jagemann gründlich widerlegt. Deßwegen setzte der französische Gesandte, Graf von Dufort zu Florenz, 100 Scudi auf die beste Vertheidigung A. Vespucci's. Diese erschien unter dem Titel: Elogio di Amerigo Vespucci, che ha riportato il premio dell' Accademia Etrusca di Cortano nel di 15. Oct. 1788, con una dissertazione giustificativa di questo celebre navigatore, del P. Stanislao Canovai. Firenze 1788. 4. Dazu gehört noch eine zweyte Ergießung zu großem Patriotismus gegen die anerkannte Wahrheit. Ricerche istorico — critiche circa alle scopérte di A. Vespucci, con Vaggiunta di una relazione del medesimo finora inedita, compilate da Fr. Bartozzi Firenze 1789. 8.

(Jaeck.)

eine zahllose Menge Volkes, Männer, Weiber und Kinder, sammt allen ihren Habseligkeiten. Sie nahmen uns zuvorkommend und so freundschaftlich auf, als wären sie uns schon lange gewöhnt.

Männer und Weiber gehen völlig nackt, sind von mittlerer Größe, wohl gestaltet, und von Farbe röthlich gelb. Außer den langen schwarzen Kopfhaaren lassen sie, weil sie einen behaarten Leib für etwas Thierisch wildes halten, an keinem andern Theile ein Haar aufkommen. Ihr Gesicht ist breit und nicht einnehmend. Im Gange und Laufe sind sie leicht und schnell; unglaublich ist ihre Fertigkeit im Schwimmen, besonders die der Weiber.

Bogen und Pfeile, die sie mit Geschicklichkeit fertigen, und, da sie von Metallen nichts wissen, mit den Zähnen wilder Thiere waffnen, oder hart brennen, sind ihre Waffen. Sie treffen, wohin sie zielen. Außerdem haben sie Prügel und künstlich gearbeitete Knotenstöcke. Im Kampfe mit den Nachbarn üben sie eine Grausamkeit, die nichts verschont, als was zur größeren Qual soll aufbewahrt werden. In den Krieg nehmen sie ihre Weiber mit, welche ihre Bedürfnisse auf dem Rücken tragen, und mit einer Last, welche ein Mann nicht von der Erde aufzuheben vermag, wohl vierzig Meilen kommen. Sie wissen nichts von einem Führer, nichts von Ordnung; jeder ist sein eigener Herr. Nur die Rache ihrer gefallenen Ahnen bestimmt sie, die Waffen zu führen, nicht die Sucht zu herrschen, oder ihr Gebieth zu erweitern.

Dieses Volk gehorcht keinem Herrscher in seiner natürlichen Freyheit. Haben ihre Feinde Einen aus ihnen gefangen genommen oder getödtet, dann umgürten sie sich zum Kampfe. Ein Blutsverwandter des Gefangenen oder Getödteten fordert in der Nähe und Ferne Alle auf, das Blut und die Freyheit seines Verwandten zu rächen; und Alle, getrieben vom Mitgefühle, folgen seiner Aufforderung. Ihre eigenen Missethäter aber strafen sie nicht, lebend ohne Recht und Gerechtigkeitspflege; Aeltern züchtigen selbst ihre Kinder nicht.

Sie reden wenig und leise; wegen der Mannigfaltigkeit der Sprache verstehen sich die Bewohner von je hundert zu hundert Meilen nicht. Sie essen, wann sie der Hunger treibt, zu jeder Stunde Tags und Nacht, und schlafen in großen Netzen, aus Baumwolle gefertigt, die frey in der Luft hängen. Dem häufigen Baden verdanken sie einen reinlichen Körper. Während sie, um ihre Nothdurft zu verrichten, mit Sorgfalt einen abgelegenen Ort suchen, sind sie in Lassung des Wassers unverschämt. Sie kennen kein Gesetz und Ehre; daher nimmt und entläßt jeder Weiber, so viel er will, ohne Bedenken; auch den Weibern kommt in Bezug auf die Männer gleiche Befugniß zu. Besonders sind die Weiber ungemein wollüstig, sehr fruchtbar, und scheuen während ihrer Schwangerschaft keine Arbeit; sie gebären so leicht, daß sie an dem Tage ihrer Entbindung überall herum geben, und sich sogleich im Flusse baden. Dabey sind sie der Grausamkeit und einem bösartigen Hasse so ergeben, daß sie, wann sie von

ihren Männern aufgereizt werden, durch ein schnell bereitetes Gift die Geburt abtreiben. Sie schämen sich ihrer wechselseitigen Nacktheit nicht. Es wäre ein Wunder, eine Frau mit schlaffen Brüsten oder einem herabhängenden Bauche zu sehen. Denn alle haben nach ihren Entbindungen ein frisches Aussehen, als hätten sie nie geboren.

Wir haben nicht wahrgenommen, daß dieses Volk einiges Gesetz hätte. Dort raucht kein Opfer, dort ist kein Bethhaus. Ihre Wohnungen sind gemeinschaftlich, aus großen Baumstämmen nach Art der Zelten aufgeführt, mit Palmenblättern gegen Wind und Wetter gedeckt, und sehr geräumig, so daß wir deren fanden, welche 600 Mann faßten. Alle 7 oder 8 Jahre verändern sie ihren Aufenthalt, weil die Luft durch längeres Verbleiben verderbt würde. Ihre Reichthümer bestehen in Vogelfedern verschiedener Farben, Kügelchen aus Fischknochen, grünen und weißen Steinen, die sie zur Zierde an Backen, Ohren und Lippen hängen.

Zufrieden mit dem, was die Natur freywillig gibt, verstehen sie sich nicht auf Kauf und Verkauf. Gold, Edelsteine, Perlen verachten sie. Wie sie nie eine erbethene Gabe verweigern, so sind sie auch im Begehren unverschämt. Als das festeste Band der Freundschaft gilt ihnen die Vermischung mit ihren Weibern und Töchtern, welche sie ihren Freunden zum willkührlichen Gebrauche anbiethen.

Die Verstorbenen beerdigen sie, legen aber zu ihren Häuptern Lebensmittel hin; oder sie tragen den, welcher dem Tode nahe scheint, in seinem Schlaf-

neße in einen Wald, hängen es zwischen zwey Bäume, tanzen bis zum Abende um ihn herum, lassen aber so viel Wasser und Speise zurück, daß er 4 Tage leben kann, und ziehen nach Hause. Geneset nun der alles Besuches Entblößte wieder, so wird er bey der Rückkehr in seine Wohnung mit vielen Feyerlichkeiten empfangen; stirbt er, so wird ihm kein weiteres Begräbniß zu Theil. Gegen ihre Krankheiten wenden sie ganz eigenthümliche Mittel an. So sahen wir öfters, daß sie einen Fieber-Kranken, zur Zeit des Fiebers, in eiskaltem Wasser badeten, dann einige Stunden um ein Feuer zu laufen zwangen, hierauf zur Ruhe brachten; Viele wurden auf diese Weise gesund. Sonst essen sie auch 3 bis 4 Tage nichts, lassen zur Ader in den Lenden und der Wade, und erbrechen sich auf das Kauen eines Krautes. Ihre Nahrung besteht in Wurzeln, Kräutern, Früchten und Fischen; Getreide haben sie nicht. Das Gemüse, was sie zu ihrer Nahrung brauchen, ist eine Baum-Wurzel, aus welcher sie Mehl machen, die sie bald Chambi, bald Juchya, bald Igname nennen. Fleisch essen sie wenig, Menschenfleisch ausgenommen. Ihre Feinde aber, die sie im Felde tödten oder gefangen nehmen, Männer und Weiber, fressen sie mit mehr als thierischer Wildheit auf. Wir waren dessen oft Augenzeugen; und sie wunderten sich, daß wir unsere Feinde nicht auf gleiche Weise aufzehrten. Der Verlauf der Beschreibung wird noch mehrere Beweise von der Rohheit dieses Volkes liefern.

Bey dieser ersten Landung sahen wir wenig Gewinn voraus; weil wir die Sprache dieses Volkes nicht verstanden. Gold trafen wir nur wenig an. Wir segelten daher längs des Ufers zwischen Klippen und Riffen, und kamen nach einigen Tagen in einen Hafen, wo uns große Gefahr drohete. Wir trafen nähmlich hier eine Ortschaft von ungefähr 20 Wohnungen, welche in die See auf hölzernen Pfeilern gebaut, und mit Zugbrücken versehen waren. Sobald uns die Einwohner bemerkten, flohen sie in ihre Wohnuugen zurück, und zogen die Brücken auf. Inzwischen sahen wir zwölf Kähne, wie sie solche aus Baumstämmen aushöhlen (Kanoe), auf uns kommen. Die Wilden wunderten sich über unsere Gestalt und Kleidung, und hielten sich in einiger Entfernung von uns. Wir versicherten sie unserer freundschaftlichen Gesinnungen durch Zeichen, und winkten ihnen. Sie eilten jedoch dem Lande zu, und brachten bald in ihren Kähnen 16 junge Mädchen, gaben an jedes unserer Boote 4 davon ab, und gingen so freundschaftlich mit uns um, da wir sie für die treuesten Freunde hielten. Inzwischen sahen wir eine Menge Volks durch die Fluth auf uns zuschwimmen, während einige alte Weiber aus den Häusern überlaut schrien, und die Haare sich ausrauften. Wir schöpften Verdacht von Verrath, griffen zu den Waffen, und wirklich, die Mädchen, welche sie in unsere Boote gesetzt hatten, sprangen in das Meer, die in den Kähnen waren, schossen mit Bogen auf uns, und jene, die in den Fluthen daher schwammen, trugen spitzige Lanzen. Wir vertheidigten uns ta-

pfer, richteten mehrere Kähne zu Grunde, tödteten etliche zwanzig Menschen, machten 2 Mädchen und 3 Männer zu Gefangenen, und legten diese in Fesseln. Die Mädchen aber und ein Gefangener entwischten uns in der folgenden Nacht.

Tags darauf segelten wir längs des Hügels 80 Meilen weiter, und trafen ein Volk, welches in Sprache und Sitten von dem vorigen ganz verschieden war. Wir stiegen an das Land; aber die Volksmenge am Gestade, die sich auf 4000 Mann belaufen mochte, floh von uns in die Wälder. Bald trafen wir mehrere Zelte, in denen verschiedene Gattungen von Fischen gebraten waren. Man bratete dort ein Thier, welches einem Drachen glich; es war unbeflügelt, erstaunlich wild, von der Größe einer Ziege, anderthalb Ellen lang, mit langen, fleischigen, stark beklaueten Füßen, abwechselnder Farbe, und einem Kamme von der Schnauze bis zur Schwanzspitze. Zugleich hatte man diesem Thiere die Füße gebunden und das Maul verkörbt. Sein Brot bereitet sich jenes Volk aus See-Fischen. Sie kochen nähmlich die Fische einige Zeit im Wasser, dann hacken und kneten sie dieselben zu Teig, welchen sie auf Kohlen rösten. Wir selbst fanden dieses Brot sehr schmackhaft. Sonst essen sie Baumfrüchte, Wurzeln und dergleichen. Da wir merkten, daß die Leute nicht wieder zurückkamen, so hinterließen wir von unsern Sachen Manches, und kehrten auf die Schiffe zurück. Mit der Sonne erstem Strahle sammelte sich Tags darauf am Ufer eine Menschen-Schar, zu denen wir an das Land stiegen. Sie

gingen unter dem Scheine der freundschaftlichsten Zuversicht mit uns um, bedeuteten uns, daß ihre Wohnungen mehr landeinwärts lägen, und sie sich hierher nur zum Fischfange begeben hätten. Sie bathen uns auch, mit ihnen in ihre Dörfer zu gehen, wo sie uns als Freunde behandeln wollten, und dieß besonders wegen der zwey Gefangenen, die wir bey uns hatten, und ihre Feinde waren. Auf ihr zudringliches Bitten folgten ihnen 28 von den Unsrigen wohlgerüstet in ihre Wohnungen, welche 3 Meilen vom Gestade lagen. Mit wilden Feyerlichkeiten, mit Tanzen, Singen und Jauchzen wurden wir empfangen, und als Wunder angestaunt. Die Aeltesten kamen, und bathen uns, auch mit ihnen tiefer in das Landzu gehen. Wir folgten ihnen, und wurden mit unbeschreiblichen Ehrenbezeigungen überall aufgenommen. Bey unserem Rückwege begleitete uns das sämmtliche Volk. Wurde einer von den Unsrigen müde, so trugen sie ihn in ihren Netzen mit ausgezeichneter Sorgfalt; sie halfen uns über die Flüsse, deren dort viele, zuweilen bedeutende sind. Andere trugen die Dinge, womit sie uns beschenkt hatten: prächtige Federn, Bogen, Pfeile, und unzählige Papageyen von verschiedenen Farben. Als wir an unsere Boote kamen, nahmen wir so viele mit, als sie nur faßten; außerdem schwammen uns wohl tausend Mann nach, neugierig unsere Schiffe zu beschauen. Sie wunderten sich über die Einrichtung, den Bau, Vertheidigungsstand, und die Größe derselben. Lächerlich aber war zu sehen, wie der größte Theil von ihnen, als wir einige Kanonen löseten, auf den Knall, gleich Fröschen in das Wasser hüpften, und jene, die in dem

Schiffe waren, so außerordentlich erschracken, daß wir uns selbst tadeln mußten. Jedoch benahmen wir ihnen die Furcht bald, indem wir ihnen erklärten, daß wir mit diesen Waffen unsere Feinde niedermachten. Wir bewirtheten sie einen Tag festlich, dann aber hießen wir sie, sich zu entfernen, weil wir in folgender Nacht absegeln wollten; sie kehrten zurück.

Dieses Land ist sehr bevölkert, und hat Thiere in Menge, deren wenige den unsrigen ähnlich sind, ausgenommen die Löwen, Bären, Hirsche, Schweine und Ziegen. Pferde, Esel, Hunde, Schafe und Rindvieh haben sie nicht. Ihre Wälder und Haine grünen und tragen immer Früchte. Dieses Land liegt 23° nördlicher Breite.

Auf die zudringliche Frage, woher wir gekommen seyen, gaben wir zur Antwort: wir seyen vom Himmel herabgestiegen, um die Erde zu sehen; welches sie glaubten. Viele ließen sich taufen, und nannten sich dann Carabi oder Charibi, d. h. Weise, das Land selbst aber nennen sie Parias oder Lariab.

Nach mancher anderen Fahrt, auf denen wir neue Völker, aber wenig Gold antrafen, liefen wir, bereits 13 Monathe auf der See, in einen Hafen ein, um unsere Schiffe auszubessern und Lebensmittel an Bord zu nehmen. Das dasige Volk nahm uns mit Freude auf, half uns in Ausbesserung unserer Schiff-Geräthe, und gab uns freywillig so viele Lebensmittel, daß wir von unserm Vorrathe wenig verzehrten. 37 Tage blieben wir in diesem Hafen.

Als wir unsere Rückreise nach Spanien antreten

wollten, bathen sie uns, ein grausames Volk, welches gegen 100 Meilen seeeinwärts läge, für die Grausamkeit, mit der sie jährlich bey ihnen einfielen, die Ihrigen mordeten und verzehrten oder gefangen wegführten, zu züchtigen. Wir beschlossen, sie von diesen Bedrückungen zu befreyen, nahmen aber von den uns angebothenen Geschenken nichts an. Mit 7 der Ihrigen segelten wir 7 Tage nord = ost = ostwärts an bewohnten und unbewohnten Inseln vorüber, und warfen vor der Insel Ity Anker. Wir bemannten unsere Böte mit Bewaffneten, und näherten uns den Gestade. Die Einwohner des Eylandes aber — nackt, und von starkem Körperbaue, mit Bogen, Pfeilen, Lanzen und zum Theil mit viereckigten Schilden bewaffnet, zum Zeichen ihrer Kampflust am ganzen Körper bemahlt, und mit Federn geschmückt — hinderten uns durch tapferen Widerstand, an das Land zu steigen.

Als wir aber auf sie feuerten, ergriffen sie die Flucht. Am folgenden Tage sammelten sie sich, auf Hörner = Ruf und geschmückt neuerlich zum Kampfe. Wir griffen sie mit 62 Mann an, machten viele nieder, verfolgten sie nach einem hitzigen Gefechte bis an ihre Dörfer, steckten ihre Wohnungen in Brand, und machten 25 Gefangene. Wir hatten einen Todten und 22 Verwundete. Die 7 Männer, die mit uns hierher gekommen waren, entließen wir hierauf mit eben so viel Gefangenen in ihre Heimath. Wir aber kehrten nach Spanien zurück. Am 15. October 1500 liefen wir zu Cadix mit 222 Gefangenen ein, die wir hier verkauften.

Anhang zur ersten Reise, unter dem Titel:

Zweyte (angebliche) Reise.

Wir liefen wieder von Cadix aus. Wir richteten unsere Fahrt gerade auf das grüne Vorgebirge, schifften vor den Canarischen Inseln vorbey, versahen uns auf der Feuer-Insel mit Holz und Wasser, und gelangten in 19 Tagen an ein Land, welches wir für Festland hielten. Es liegt unter dem 5° südl. Breite, südwestlich von obigen Eyländern. Wegen der großen Flüsse, die das Land durchströmen und überschwemmen, konnten wir nicht landen; jedoch erkannten wir an den Flüssen, daß das Land bewohnt sey. Wir lichteten die Anker, und segelten längs des Ufers zwischen Ost und Ost-Süd-Ost, öfter aber immer vergebens die Landung versuchend. Nun richteten wir die Fahrt nach West-Nord-West, und gelangten an eine sehr schöne Insel mit der bequemsten Bucht. Während wir dort einliefen, gewahrten wir am Ufer auch Volk. Indessen wir unsere Boote richteten, um zu landen, sahen wir einen Kahn mit mehr als 20 Mann besetzt, über die hohe See kommen. Wir beschlossen,

uns deſſen zu bemächtigen; aber als wir uit vieler Anſtrengung ihm nahe gekommen waren, ſprangen die Wilden in das Meer, und entkamen glücklich an das Land; 2 nur fielen in unſere Hände. Im Kahne ſelbſt waren 4 Knaben, von einem andern Lande, welche zum Zeichen, daß ſie ſollten verzehrt werden, an den Gliedern verſtümmelt und beſchnitten waren. Sie bedeuteten uns, dieſes Volk ſey höchſt grauſam und wild, eſſe Menſchenfleiſch, und heiße Canibalen.

Wir ſtiegen mit den zwey Gefangenen an das Land. Einen davon ließen wir ſogleich los, gaben ihm viele Schellen mit, und bedeuteten ihm, ſeine Landsleute unſerer freundſchaftlichen Geſinnungen zu verſichern. Er beſorgte gewiſſenhaft unſern Auftrag; denn bald kam eine Menge Leute, und ſchloß mit uns Freundſchaft. Wir entließen nun auch den andern Gefangenen, und gaben den Kahn zurück, welcher 26 Schritte lang, 2 Ellen breit, und aus einem Baumſtamme künſtlich gefertiget war. Aber kaum war dieſer in Sicherheit, ſo flohen ſie, und wollten von uns nichts weiter wiſſen. Wir gewahrten bey ihnen nur das wenige Gold, welches ſie an den Ohren trugen. Bey dem Volke, welches 80 Meilen von dieſem wohnt, fanden wir eine freundliche Aufnahme. Für eine Schelle und ein wenig Gold handelten wir 150 — nach anderen 500 Perlen ein. Man trank hier einen Wein, der aus Früchten und Samen bereitet iſt, wie das weiße oder braune Bier; der beſte wird aus Myrrhen- oder Mirabolanen-Frucht gewonnen, die an ſich

wohlschmeckend und gesund ist. Das Land war überhaupt fruchtbar, die Einwohner selbst aber die friedlichsten, die wir je trafen. Siebenzehn Tage blieben wir dort, bewundert wegen unserer Gestalt, Weiße, Waffen und der Größe der Schiffe. Als wir abgingen, gaben sie uns zu verstehen, daß gegen West ein ihnen feindliches Volk wohne, welches Perlen in Menge habe; sie selbst hätten ihm die wenigen, welche sie besäßen, im Kriege abgenommen. Sie erklärten uns auch, wie man die Perlen fische, und wie sie wüchsen. Hierauf landeten wir an einer Insel, bewohnt von der rohesten Menschenclasse. Sie sahen gräßlich aus, und kauten, wie das Vieh, ein Kraut in vollen Backen, daß sie kaum reden konnten. Jeder hatte am Halse 2 trockene Kürbisse, deren einer obiges Kraut, der andere ein weißes Mehl enthielt, welches wie gemahlener Gyps aussah. Sie benetzten von Zeit zu Zeit ein Stäbchen mit dem Munde, steckten es in das Mehl, und dann in beyde Backen, und vermischten so das Kraut im Munde mit dem Mehle. Wir wunderten uns hierüber, und konnten nicht verstehen, warum sie dieses thäten. Als wir aber frisches Wasser verlangten, bedeuteten sie uns, daß sie keines hätten, und theilten uns von ihrem Kraut und Mehle mit. Wir fanden wirklich kein Quellwasser, und das wenige Trinkwasser, worauf die Weiber ein ausschließendes Recht zu haben scheinen, war Thau, welcher zur Nachtszeit auf gewisse Blätter fiel, die wie Eselsohren aussehen. Dieses Volk hat keine Dörfer, keine Hütten; große Blätter schützen sie vor der

Sonnenhitze, aber nicht vor dem Regen; zum Glücke regnet es dort selten.

Wir sahen ein, daß hier kein Gewinn zu machen sey; daher beschloßen wir, unser Glück weiter zu suchen. Bald entdeckten wir eine Insel; und landeten, um frisches Wasser zu suchen. Aus der Länge der Fußtritte am Ufer schloßen wir auf eine Riesengröße der Bewohner. Wir gingen tiefer in die Insel, und fanden 5 Hütten, und in denselben 2 alte Weiber und 3 Mädchen von bewunderungswürdiger Größe. Der übergroße Schrecken hinderte sie, die Flucht zu suchen; vielmehr redeten uns die Weiber an, und bewirtheten uns. Wir beschlossen, die 3 Mädchen mit Gewalt zu nehmen, und als Wunder nach Kastilien zu bringen. Indessen kamen aber nach und nach gegen 36 Männer zur Hütte herein, die noch größer waren, als die Weiber. Sie trugen Bogen, Pfeile und große Stöcke, und redeten in einem Tone, als wenn sie uns niedermachen wollten; wir aber entgingen der Gefahr durch die Flucht. Jedoch mögen sie sich vor uns eben so sehr gefürchtet haben, wie wir uns vor ihnen; denn sie folgten uns auf Schußweite in immer gleicher Entfernung bis an das Meer, und ruhten, wenn wir ruhten. Als wir in unsern Booten, und von ihnen ziemlich weit entfernt waren, schoßen sie uns Pfeile nach. Aber der Knall zweyer Büchsenschüsse vermochte sie zur eiligen Flucht. Sie waren ebenfalls nackt. Ich nenne diese Insel die Riesen-Insel, wegen der Größe ihrer Bewohner. An dem Ufer weiter schif-

send, bestanden wir manchen Kampf mit den Bewohnern; weil sie uns nichts wollten nehmen lassen.

Bereits waren wir ein Jahr auf der See; unser Vorrath von Lebensmitteln war aufgezehrt, oder durch die Hitze des Klima's verdorben. Wir traten daher die Rückreise nach Kastilien an. Wir erhandelten unter Wegs noch 119 Mark morgenländischer Perlen, um einen Werth von 40 Ducaten bey einem Volke, welches deren in Menge besaß. Was einer an Perlen besaß, gab er gern für eine Schelle, einen Spiegel oder Messingplättchen. Nach 47 Tagen verließen wir dieses Volk, und kamen auf die Antillen zu, welche jüngst Christoph Colomb entdeckte. Wir besserten unsere Schiffe aus; erlitten aber während unseres $2\frac{1}{2}$ monathlichen Aufenthaltes von den dortigen Christen manche Unannehmlichkeiten. Am 22. Julius stachen wir in die See, und gelangten am 8. September wohlbehalten nach Cadix.

Zweyte wirkliche Reise vom 10. Mai 1501 bis zum 7. September 1502.

Während ich mich zu Sevilla aufhielt, um von den vorigen Anstrengungen auszuruhen, mit dem

Vorsatze, das Land der Perlen noch ein Mahl zu besuchen, ließ mich der König Emanuel von Portugal Anfangs schriftlich, dann durch einen Abgeordneten zu sich rufen. Da die Bitte eines Königs ein Befehl ist, so mußte ich, obgleich dieses von allen meinen Bekannten und Freunden mir verargt und widerrathen war, dem Rufe folgen, mit 3 Schiffen auf Entdeckungsreisen auszulaufen. Am 10. Mai 1501 verließen wir den Hafen von Lissabon, und richteten unsere Fahrt an die Kanarischen Inseln und den westlichen Theil von Afrika hin. In dem afrikanischen Hafen Beselik nahmen wir Wasser und Holz ein. Nach einer 57tägigen Reise kamen wir an ein Land, 100 Meilen von jenem Hafen gegen Süd-Süd-West. Während diesen 67 Tagen hatten wir das schlimmste Wetter, das je ein Seefahrer haben kann. Wirbelwind, Sturm und Platzregen trafen uns unablässig. Es war aber auch die ungeeignetste Zeit, die Linie im Julius zu beschiffen, in welchem Monathe bekanntlich dort Winter ist. Am ersten August sahen wir ein angenehmes grünes Land unter dem 5° südl. Breite; wir nahmen es im Nahmen des Königs in Besitz. Es war von mehr als thierisch-wilden Menschen bewohnt, nackt, von gleicher Farbe und Gestalt, wie die Uebrigen. Während wir uns mit Wasser versahen, bemerkten wir auf dem Gipfel eines Berges Leute. Sie sahen uns mit Verwunderung an, getrauten sich aber nicht, uns zu nähern. Wir ließen ihnen Schellen und Spiegel zu-

rück; als wir weit in die See zurück waren, kamen sie hinzu, und machten großes Wesen daraus. Des andern Tages bemerkten wir auf dem Lande einen Rauch. Wir hielten dafür, sie wollten uns hierdurch zu sich rufen, und begaben uns an das Land. Viel Volk war beysammen, es blieb aber immer von uns entfernt, und winkte uns, mit ihnen in das Land zu gehen. Darauf erbathen sich zwey der Unserigen vom Capitain die Erlaubniß, in das innere Land folgen zu dürfen, um zu erforschen, was für Leute sie wären, und ob sie einige Kostbarkeiten, Spezereyen und Materialien hätten. Sie nahmen viele Waren zum Verhandeln mit, und hatten die Weisung, in 5 Tagen zurück zu kommen. Wir blieben 8 Tage; aber Niemand wollte sich mit uns in ein Gespräch einlassen, obgleich täglich große Haufen an den Strand herabkamen. Am siebenten Tage kamen auch die Weiber mit. Wir sandten Einen der Unserigen, weil sie schüchtern schienen, zu ihnen an das Land; wir selbst aber blieben in dem Boote zurück. Als dieser bey ihnen angelangt war, schloßen sie einen Kreis, betasteten, beschauten und bewunderten ihn. Indessen nahte sich dem Kreise eine Frau mit einem großen Prügel, und erschlug den Christen mit einem Streiche. Sogleich faßten die übrigen Weiber ihn bey den Füßen, und schleppten ihn den Berg hinan. Die Männer aber schoßeu mit Pfeilen auf uns, und seßten uns in solche Verwirrung, daß wir nicht vermochten, die Waffen zu ergreifen. Auf 4 Büchsenschüsse flohen sie zu den Weibern, die bereits den

Christen zerstückten und brateten. Sie zeigten uns die Stücke, und gaben zu verstehen, daß die zwey andern Christen ein gleiches Loos getroffen habe. Unser Capitain ließ diesen empörenden Frevel nicht rächen. Wir segelten 50 Meilen weiter an ein Vorgebirge, von uns St. Auguſtin genannt. Auf unserer weitern Fahrt trafen wir ein besser gearetes Volk, und nahmen 3 Menschen mit, welche sich freywillig erbothen, mit uns nach Portugal zu schiffen. In der Richtung nach Süd-Süd-West entfernten wir uns von St. Auguſtin nach und nach unter mancherley Schicksalen über 600 Meilen. Der kleine Bär verlor sich aus unserm Gesichtskreise, der große Bär stand tief am Horizonte. Wir trafen Wälder von Brasilienholz und Kassien, auch Myrrhenbäume und andere Wunder der Natur an; aber keine Metalle, keine Mineralien. Mit Wasser und Holz auf 6 Monathe versehen, drangen wir in der Richtung nach Ost-Süd-Ost, auf meinen Befehl (denn mir war das Commando des ganzen Geschwaders übertragen) bis zum 22° südl. Breite vor. Am 3. Aprill waren wir von St. Auguſtin 500 Meilen entfernt. An diesem Tage fing ein heftiger Sturm zu wüthen an. Wir mußten die Segel einziehen; der Wind blies von Süd-Süd-West, die Wellen gingen hoch, der Sturm war fürchterlich. Das Geschwader zitterte, die Nächte waren 15 Stunden lang; denn es war dort Winterszeit. Am 2. April sahen wir eine Insel, landeten aber nicht; denn sie hatte keinen Ha-

fen, war unbewohnt und wüst wegen der zu strengen Kälte.

Unter solchen Gefahren wurden wir endlich schlüssig, nach Portugal zurückzukehren; und dieser Entschluß rettete uns vor augenscheinlichem Tode. Ein Sturm in der zweyten Nacht machte uns so bange, daß wir uns Alle für verloren hielten, zu Pilgerreisen an heilige Orte uns verbanden, und andere, bey den Seefahrern in solchen Ungewittern gewöhnliche Ceremonien machten. Erst nach 5 Tagen, während welchen wir bey eingezogenen Segeln 250 Meilen zurücklegten, gewannen wir, sobald wir der Linie näher kamen, stille See, und eine gemäßigte Luft. Am 10. Mai landeten wir auf der Insel Sierra Leona. Hier verweilten wir, so wie auf den Azorischen Inseln, wohin wir am Ende Julius gelangten, 15 Tage. Am 7. September 1502 liefen wir mit zwey Schiffen, denn das dritte, ganz unbrauchbare hatten wir in Sierra Leona verbrannt, gesund und wohlbehalten in den Hafen von Lissabon ein.

Dritte Reise.

Am 10. Mai 1503 reisten wir mit 6 Schiffen ab, ein Eyland gegen Ost aufzusuchen, welches Melcha (Melana) heißt, und wegen seines

Reichthumes die Vorrathskammer aller Schiffe des indischen Meeres seyn soll; es liegt unter dem 33° südl. Breite. Wir segelten geraden Weges an die Inseln des grünen Vorgebirges, wo wir Erfrischungen einnahmen. Unser Obercapitain hatte sich in den Kopf gesetzt, sich in Sierra Leona als Commandeur von 6 Schiffen zu zeigen — wider den Willen der übrigen Capitaine. Wir lenkten daher unsere Schiffe dorthin, konnten aber bey anhaltenden Wirbelwinden und Stürmen nicht landen. Wir verfolgten unsern Weg nach Süd-West, und entdeckten unter dem 4° südlicher Breite eine unbewohnte Insel, 2 Quadratmeilen groß. Hier stieß der Obercapitain auf eine Klippe, und verlor am 10. August sein Schiff mit dem Vorrathe für das ganze Geschwader; nur die Mannschaft wurde gerettet. Ich erhielt vom Obercapitain Befehl, ein Boot nebst 9 Mann zur Erleichterung der Schiffe zurückzulassen; mit meinem beladenen Schiffe aber eine bequeme Anfahrt an der Insel zu suchen. Ich fand wirklich einen sichern und geräumigen Hafen, und erwartete dort den Obercapitain mit den übrigen Schiffen acht Tage vergebens. Meine Mannschaft war kaum zu beruhigen. Am achten Tage kam endlich ein fremdes Schiff, und brachte die Nachricht: das Capitainschiff sey völlig zu Grunde gegangen; mein Boot und die dazu gehörige Hälfte der Mannschaft sey mit dem übrigen Geschwader in die See ausgelaufen. — Welch ein Schrecken und Kummer für uns! Tausend Meilen von Lissabon entfernt, auf hoher, stürmischer See mit weniger Mannschaft zu

seyn! Wir versahen uns auf der Insel mit Wasser und Holz, und nahmen eine Menge der dortigen See- und Landvögel mit, die sich leicht mit den Händen fangen ließen. Hier trafen wir große Mäuse, Eidechsen mit zwey Schwänzen, und einige Schlangen. Beherzt setzten wir unsere Reise gegen Süd-Ost fort, und entdeckten 300 Meilen davon, nach 17 Tagen eine Bucht, die wir Bucht Allerheiligen nannten. Hier hofften wir den Obercapitain zu treffen, und hielten uns 2 Monathe und 24 Tage auf. Aber von ihm war nichts zu sehen, nichts zu hören. Wir schifften 260 Meilen weiter, und erreichten ein Land, 18^{6} südl. Breite, und 35° westlich von Lissabon. Während unsers dortigen Aufenthaltes machten wir bedeutende Reisen in das Innere des Landes, schloßen mit den Bewohnern gute Freundschaft, und sahen viel Merkwürdiges. Wir legten eine Schanze an, und ließen in derselben 24 Mann, welche ich von dem gescheiterten Schiffe des Obercapitains an Bord genommen hatte, und Lebensmittel auf 6 Monathe nebst 12 Büchsen zurück. Ich aber belud das Schiff mit Brasilienholz, und trat die Rückreise nach Lissabon an. In 77 Tagen legten wir diesen Weg zurück, und wurden mit Freude empfangen. Denn wir allein waren gerettet; die übrigen Schiffe aber gingen durch die Thorheit und den Hochmuth des Obercapitains zu Grunde.

Vasco de Gama's erste Reise nach Ost-Indien 1497 *).

Die spanischen Könige Heinrich I., Johann I., Alphons I. und Johann II. suchten einander an Unternehmungsgeist für neue Entdeckungen zu übertreffen. Letzterer erfuhr durch einen Abgeordneten des Königs von Bening an der Küste von Afrika, daß 150 Meilen von seinem Vaterlande ein Fürst lebe, welchem sein Herr Tribut zu entrichten habe. Er vermuthete, dieser sey der berühmte Priester Johann; er schickte daher Peter von Covillam und Alonso von Pajua zur Ausforschung des Landes ab. Beyde reisten durch Groß-Cairo nach Tor an der Küste

*) Nach Hernan Lopez de Castanneda's Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Ost-Indien durch die Portugiesen, welche in 2 Fol. Bänden portugiesisch 1553 und 1561, französisch 1553 4., italienisch 1578, englisch durch Nik. Lichefield 1582. 4. erschien, dann in Prevot's Sammlung aufgenommen, und auch in das Deutsche übersetzt wurde.

von Arabien, wo sie sich theilten. Covillam segelte nach Indien, und Pajua begab sich nach Aethiopien. Zugleich schickte König Johann II. auch 3 Schiffe unter Anführung des Bartholomäus Diaz ab, welcher 120 Meilen über die bekannten Länder Afrika's segelte, und das Gebirge entdeckte, welches er Sierra Parda nannte. Er fuhr an der Bay de los Vagueros vorüber, und gab ihr diesen Nahmen wegen der zahlreichen Herden am Ufer. Er erreichte die Insel Santa Cruz, und das Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Nachfolger König Emanuel, beorderte gleich nach der Besteigung seines Thrones die Ausrüstung von 4 Schiffen, zur Entdeckung neuer Länder. Er übertrug die Ausführung dem edlen Vasco von Gama, unter dem Titel eines Admirals, und gab ihm noch 3 andere Befehlshaber der 3 übrigen Schiffe an die Seite. Gama segelte am 8. Julius 1497 nach den Canarien-Inseln, drehte sich nach St. Jago, blieb 3 Monathe dem steten Sturme ausgesetzt, bis er endlich bey St. Maria ankerte, um die Schiffe auszubessern, und frisches Wasser einzunehmen. Nach vielen andern Stürmen entdeckten sie am 7. November eine Insel, welche sie nach dem Tage St. Helena nannten. Die Bewohner dieser Insel waren schwarz, klein und übel gestaltet. Ihre Sprache glich mehr dem Seufzen, als artikulirten Tönen. Ihre Kleidung bestand in Thierfellen, ihre Waffen in eichenen Stäben, welche durch Brennen gehärtet, und an den Enden

mit Spitzen von Thierhörnern versehen waren. Ihre Nahrung waren Wurzeln, Seewölfe, Wallfische, Meven und Seekrähen, wilde Ziegen, Tauben und andere Vögel, und vierfüßige Thiere.

Er stieg zwar mit dem größten Theile seiner Leute an das Land; da diese aber von den Einwohnern feindselig behandelt wurden, so hielt er für gut, weiter zu segeln. Vom 16. bis zum 20. November näherten sie sich dem Vorgebirge der guten Hoffnung, an dessen Küste sie viel großes und kleines Vieh wahrnahmen. Am 24. erreichten sie Angrade San Blas, welches 60 Meilen über dem Vorgebirge liegt. Daselbst sahen sie solche Einwohner, wie vorher, große Elephanten und Ochsen ohne Hörner, auf welchen über Strohkissen, mit einer Art hölzerner Sattel, geritten wird. Jedem Ochsen, welcher zum Verkaufe bestimmt ist, wird ein Stück Holz durch die Nase gezogen. Auf einem Felsen dieses Hafens, vielleicht nur eine halbe Meile vom Ufer, sahen sie eine große Menge Seewölfe mit großen und kleinen Zähnen, welche wild sind, und deren Felle einen Lanzenstoß aushalten. Sie gleichen den Löwen, und ihre Jungen schreyen wie kleine Ziegen. Auch findet man daselbst viele Staare in der Größe der Enten, welche wie Esel schreyen, aber aus Mangel an Federn in den Flügeln, nicht fliegen können. Die schwarzen Einwohner brachten elfenbeinerne Armringe, 12 Ochsen und 4 Schafe, gegen welche er ihnen rothe Nachtmützen reichen ließ. Ihr Blasen auf Flöten ließ er durch Trommelschall und Tanz erwiedern. Durch einige Ka-

nonenschüsse der Portugiesen wurden zwar die Einwohner bis zur Flucht erschüttert; dessen ungeachtet warfen sie die Säule, welche er mit seines Königs Wappen errichtet hatte, gleich wieder um. Am 8. December erhob sich ein groser Sturm, welcher die Schiffe in die hohe See jagte. Am 10. Jänner 1498 entdeckten sie mehrere kleine Inseln mit hohen Bäumen, grünen Wiesen und zahlreichem Viehe. Der Admiral ankerte, und schickte den verschieder Sprachen kundigen Martin Alonso in das Land, dem Oberhaupte der Schwarzen sich vorzustellen. Er wurde freundlich aufgenommen, und mit Geschenken zurückgeschickt. Die Schwarzen trugen Armbänder, eherne Helme auf den Köpfen und Säbel an der Seite, deren Griff aus Zinn, und deren Scheide aus Elfenbein war. Er nannte den Landungsort Raphael, und ließ 2 der zehn zum Tode verurtheilten Verbrecher seines Schiffes zurück; damit sie die Beschaffenheit und Gebräuche des Landes kennen lernten.

Am 15 näherte sich der Admiral der Mündung eines großen Flusses, dessen Ufer mit vortrefflichem grünen Grase und mit Fruchtbäumen besetzt war. Nachdem er geankert hatte, näherten sich mehrere Einwohner in kleinen Booten. Einer derselben erzählte in arabischer Sprache, er habe in einem nicht fern liegenden Lande Schiffe gesehen, welche den Portugiesischen ziemlich ähnlich gewesen seyen. Durch diese Nachricht wurde die ganze Schiffsmannschaft in der Hoffnung gestärkt, bald zu den Schätzen Indien's zu gelangen. Gama

nannte deßwegen den Fluß jenen der guten Zeichen (Rio de buenas Sinays), und errichtete einen steinernen Pfeiler mit dem Wappen Königs Emanuel auf einer — und mit dem Crucifix auf der andern Seite. Solche Denkmäh.er hatte er von Lissabon mit sich genommen, die Entdeckungen zu bezeichnen.

Am 24. Jänner segelte er weiter, und am 1. März entdeckte er 4 nahe Inseln. Aus einer derselben fuhren sieben Boote mit vollen Segeln dem Schiffe des Admirals entgegen. Die darin befindlichen Menschen ließen sich in arabischer Sprache vernehmen, spielten Flöten und andere musikalische Instrumente, waren dunkelbrauner Farbe, sehr reichlich in Seide gekleidet, trugen Turbans von feiner, mit Gold durchwirkter Leinwand, und hatten Säbel an der Seite. Der Admiral ließ sie bewirthen, um nähere Nachrichten über ihre Sitten und Gebräuche, und über die Entfernung Indien's einzuziehen. Sie erwiederten unter anderm: die Insel hieße Mozambique, gehöre dem Könige von Quiloa, werde von einem Statthalter desselben regiert, und größten Theils von arabischen Kaufleuten bewohnt, welche ansehnlichen Seehandel nach Arabien, Indien und andern Ländern treiben. Sie machten ihm auch begreiflich, daß er an dem goldreichen Lande Sofala vorüber gefahren sey, und daß der Raum zwischen Mozambique und Kalekut nicht groß sey; worüber die ganze Schiffsmannschaft sehr erfreut war. Der Admiral ließ dem Statthalter Za-

Kozzia mehrere Geschenke übersenden, welche diesem so wohl gefielen, daß er ihn sogleich auf seinem Schiffe besuchte. Er trug reich gestickte Kleider, ein von Diamanten besetztes Schwert, und wurde von vielen mit Trommeln und Trompeten versehenen Leuten begleitet.

Die Portugiesen wurden für Türken und Mohren gehalten, und gefragt, ob sie nicht Bücher der mohamedanischen Religion bey sich hätten, oder welcher Waffen sie sich bedienten. Der Admira erwiederte, daß er aus dem Abendlande komme, und nebst den Waffen, mit welchen sie eben gerüstet seyen, noch Kunstwerke von erstaunlicher Gewalt zur Zerstörung ganzer Heere und Festungen besitze; er erbitte sich einige vertrauensvolle Lootsmänner für die Fahrt nach Indien. Der Dolmetscher brachte zwar des andern Tages zwey Steuerleute, welche die Schiffe nach Kalekut gegen Belohnung führen wollten. Allein, sobald der Statthalter bemerkte, daß die Fremdlinge Christen seyen, so both er Alles auf, ihr Unglück zu bereiten. Deßwegen segelte der Admiral weiter, aber stürmisches Wetter erlaubten ihm nicht Quiloa zu erreichen. Da mehrere seiner Leute bereits gestorben, viele andere krank waren, und die Lebensmittel zu mangeln anfingen; so wurde er genöthigt, dem Rathe des schalkhaften Steuermannes zu folgen, und nach Mombassa zu fahren. Diese Insel liegt in einer Bay auf einem hohen Felsen. Der Hafen wird durch eine Festung vertheidigt, welche Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse im Ueberflusse hat. Es gibt zahlreiches

Vieh, vortreffliches Wasser, gesundes und gemäßigtes Klima. Die Bewohner sind Mohren, theils weiß, theils braun; die Weibspersonen in Seide mit Gold und Silber geziert. Kaum hatten die Portugiesen geankert, so kam ihnen eine Barke mit 100 bewaffneten Männern entgegen, welche aber Gama nicht an Bord kommen ließ. Nach wechselseitigen Höflichkeiten erbothen sich die Eingebornen, die Schiffe mit Spezereyen zu versehen. Des andern Tages ließ der König Früchte schenken, und die Mannschaft zum Aussteigen einladen, indem verschiedene Christen auf der Insel seyen. Allein der Admiral wurde bald überzeugt, daß er hier so arge Feinde zu fürchten habe, als in Mozambique. Er richtete also seinen Lauf nach Melinda, wo er am Ostertage eintraf. Diese Stadt liegt in einer angenehmen Ebene, und ist mit schönen Fruchtbäumen, besonders Pomeranzen, umgeben, deren vornehmer Geruch die ganze Gegend erfüllt. Viel zahmes Vieh und Wildpret steht den Eingebornen zu Gebothe. Die Gebäude sind aus Quadersteinen, die Einwohner schwarz, nackt bis an die Lenden, von welchen ein seidener Schurz über die Knie herab hängt. Das Meer war sehr unruhig, und wurde noch gefährlicher durch viele Sandbänke; deßwegen ankerte er ziemlich fern von dem Ufer. Da er auf dem Wege nach Melinda ein arabisches Schiff mit einem vornehmen Manne und 13 Mohren weggenommen hatte, welcher in diesen Ländern sehr bekannt zu seyn schien, und viel Bildung hatte; so nahm er dessen Anerbiethen an, im Nahmen der ganzen Mannschaft

bey dem Könige seine Aufwartung zu machen. Dieser ließ sogleich einige Christen mit Geschenken von Schafen, Drangen, Zuckerrohr und andern Lebensmitteln auf die Schiffe kommen, und beorderte seinen Prinzen selbst dahin, welcher mit der Einrichtung der Schiffe außerordentlich zufrieden war.

Am 22. März segelte Gama gegen Norden, dann nach Osten, quer über eine breite See; worauf der Steuermann das Vorgebirge von Kakelut entdeckte. Von Freude durchdrungen über dieses glückliche Ereigniß ließ er sogleich allen Gefangenen die Fesseln abnehmen. Kaum war er zwey Meilen von Kalekut geankert, so wurden seine Schiffe von vielen Nachen voll neugieriger Indier umringt. Er schickte einen seiner begnadigten Verbrecher an das Ufer zur Einziehung näherer Nachricht. Kaum erblickten zwey Kaufleute aus Tunis diesen Europäer, welchen sie nach der Kleidung für einen Spanier hielten; so wollten sie sich sogleich mit ihm in seiner National-Sprache unterhalten. Als der eine erfuhr, daß der Fremdling ein Portugiese sey, so wurde seine Freude noch größer; denn er war der größte Lieferant der Kriegsbedürfnisse, welche König Ferdinand I. von Portugal in Tunis hatte kaufen lassen; er verlangte sogleich zum Admiral gebracht zu werden. Gama bewillkommte den Mohren bestens, und ließ sich von den Verhältnissen des Landes Kalekut unterrichten. Der Mohr both seine Dienste an, den König zu überraschen, welcher vorzüglich auf die Erweiterung seines Handels bedacht sey, von welchem er die meisten

Einkünfte ziehe. Des andern Tages schickte Gama zwey seiner Officiere in Gesellschaft des Mohren zum Könige, dessen Sitz damahls in Pandarene, 3 Meilen von Kalekut gewesen war. Die Abgeordneten eröffneten, der König von Portugal habe einen seiner Admiräle zum Abschlusse eines Freundschaftsbundes geschickt, zu welchem der König von Kalekut große Geneigtheit zeigte. Er ließ deßwegen den Admiral ersuchen, mit seinen Schiffen sich dem Sitze Pandarene zu nähern; damit diese weniger den zahlreichen Stürmen ausgesetzt seyen.

Gama wurde durch einen höheren Staatsdiener vom Schiffe abgeholt, nachdem er seinem Bruder Paul und dem Nikolaus Coello diebaldige Rückkehr in das Vaterland angerathen hatte, wenn ihm und seinen 12 Begleitern ein Unfall begegnen sollte. Als er an das Land stieg, wurde er von vielen Vornehmen die Stadt begleitet. Nach einem kurzen Mittagsmahle setzten sie sich in indische Kähne, und fuhren den Fluß hinab zu einem Pallaste, wo viele Diener und Tragsessel zu ihrer Bequemlichkeit bereit standen. Dann wurden sie zuerst in einen prächtigen Tempel geführt, welcher zierlich gemahlt war, in der Mitte eine runde Capelle und hinter dieser ein heiliges Bild hatte, auf welches, die Priester mit dem Rufe: Maria deuteten. Aus diesem Tempel ging der Zug in einen zweyten, und endlich durch eine große Menschenmenge in den Pallast des Königs. An dessen Thore wurden sie von mehreren Höflingen empfangen, von welchen ein in

Seide gekleideter Alter, als Oberhaupt der Braminen, den Admiral freundschaftlichst umarmtet. Er führte ihn durch einen großen und reichgezierten Saal, wo der König in seidenem Anzuge mit einer bischöflichen Insel auf einem prächtigen Ruhebette sich ausgestreckt hatte. Nachdem Gama seine Ehrerbiethung dem Könige (Samorin) erwiesen hatte, so wurden ihm und seinen Leuten Sitze angewiesen, und etwas Essen gereicht. Auf die Frage, nach dem Zwecke der Reise, erwiederte Gama: sein König Emanuel habe von dem Lande Kalekut so wunderbare Erzählungen vernommen, daß dadurch der Wunsch in ihm entstand, mit dessen Beherrscher in freundschaftliche Verbindungen zu kommen. Der Minister erwiederte: seinem Herrn könne nichts Angenehmeres seyn. Gama schenkte jene 13 Mohren, welche er nicht lange zuvor gefangen gemacht hatte.

So sehr Gama sich freute in ein Land gekommen zu seyn, welches größten Theils von Christen bewohnt wird; so wurden doch die Mohren mißtrauisch, daß ihnen durch Gama's Handels-Verbindung einige Vortheile entgehen könnten. Sie suchten daher den Minister zu gewinnen, welcher Gama zu verschiedenen Vorwänden wie einen vornehmen Gefangenen behandelte. Der Admiral ließ aus seinen Schiffen Waren bringen, welche er zu verkaufen suchte; allein die Mohren fanden Mittel und Wege, dieses zu hintertreiben.

Nachdem Gama in einem Aufenthalte von mehr als zwey Monathen sich vielfach überzeugt hat-

te, daß keine vortheilhafte Verbindung mit dem Könige und den Einwohnern von Kalekut in Wirksamkeit gebracht würde, so entschloß er sich in sein Vaterland zurückzukehren. Er reiste auch plötzlich ab; allein eine Meile von Kalekut überfiel ihn eine Windstille, während welcher er von mehr als 60 indischen Barken beunruhiget wurde.

Er setzte seine Reise längst der Küste fort, ankerte am 19. September bey 6 kleinen Inseln nahe am Lande, wo vortreffliches Wasser, Federvieh, Kürbisse und ganze Wälder voll wilden Zimmets zu finden waren. An den malabarischen Inseln wurde er von See-Räubern sehr beunruhigt. Der größte der Mannschaft bekam Geschwüre am ganzen Leibe, aus welchen stinkende Feuchtigkeit floß, den Scorbut mit Geschwulst des Zahnfleisches und der Glieder, und endlich so starkes Abweichen, daß nur Wenige zum Schiffsdienste brauchbar blieben. Am 3. Februar 1499 erreichten sie Magadoxo, welches 113 Meilen von Melinda liegt, dessen König den Admiral besuchen und mit Lebensmitteln überraschen ließ. Nach einem Aufenthalte von 5 Tagen reiste er am 17. Februar ab, und nahm den Gesandten mit, welchen der König nach Portugal schicken wollte. Als er 4 Tage später auf die Sandbänke von St. Raphael gekommen war, ließ er das Schiff, gleiches Nahmens, aus Mangel an hinlänglicher Besatzung verbrennen. Am 20. erreichte er die Insel Zenibar Pempa, und Monbia, welche alle sehr fruchtbar, voll Orangenwälder, mit Lebensmitteln versehen und mit Mohren bewohnt wa-

ren. Am 1. März ankerten sie vor den Inseln St. Georg, am 3. nächst der Insel St. Blas, wo sie Seewölfe und Solitarios speisten, und segelten am 20. bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorüber. Durch starken günstigen Wind kamen sie bald an die Inseln des grünen Vorgebirgs. Zu St. Jago daselbst trennte sich sein Gefährte Nicolaus Coello in der Nacht, um die Nachricht der Entdeckung dem Könige von Portugal zuerst zu bringen. Der Admiral mußte sein übel zugerichtetes Schiff zu St. Jago gegen ein anderes vertauschen, um zurückkehren zu können, und seinen an der Schwindsucht leidenden Bruder Paul zu Terzera aussetzen, wo er auch bald begraben wurde. Er landete endlich im September 1499, zwey Jahre und zwey Monathe nach seiner Abfahrt, zu Belem, brachte aber nur 50 von seiner an 108 Personen starken Mannschaft zurück.

Der König freute sich sehr über die glückliche Rückkehr Gama's, ließ ihn mit vieler Auszeichnung nach Hof bringen, ertheilte seiner Familie den Titel Don, fügte zu dessen Wappen einen Theil des königlichen bey, und verlieh ihm noch ein jährliches Gehalt von 3000 Dukaten, während Nikolaus Coello nur zum Edelmanne mit jährlichem Gehalte von 100 Dukaten erhoben wurde. In ganz Portugal wurden Freudenfeste gehalten, und jene, welche sich der Unternehmung hartnäckig widersetzt hatten, schämten sich ihres Widerspruches.

Vasco de Gama zweyte Reise nach Ost-Indien im Jahre 1502.

Obschon die drey ersten Reisen der Portugiesen nach Indien nicht nach Wunsche ausfielen, so glaubte man doch kräftigere Maßregeln ergreifen zu müssen, theils um sich in der Achtung der großen Mächte zu erhalten, theils um die römische Religion zu verbreiten. Der König schickte also drey neue Eskadren zur Eroberung aus; die erste unter Vasco de Gama mit 10 Schiffen; die zweyte mit 5 Schiffen unter Vincent Sodre; die dritte wieder mit 5 Schiffen unter Stephan de Gama; beyde letztere ebenfalls unter Vasco. Diese Flotte war schon ausgelaufen, ehe Juan de Nuebar zurückgekommen war. Die beyden ersten Eskadren segelten am 3. März, die dritte am 1. Mai ab.

Nachdem er das Vorgebirge der guten Hoffnung vorüber gefahren war, und die Ströme überstanden hatte, so hielt er mit den vier kleinsten Schiffen vor Sofala, und sendete die übrigen nach Mozambique voraus. Nach der Untersu-

chung über die Anlegung einer Festung, und über die Ergiebigkeit der Goldminen, schloß er mit dem Könige einen Bund über die Errichtung einer Faktorey. Bey der Ausfahrt aus dem Flusse verlor er ein Schiff, dessen Mannschaft doch gerettet wurde. Zu Mozambique erhielt er von dem Könige die Erlaubniß, eine Faktorey zu errichten; damit die hin und her segelnden Flotten frische Lebensmittel daselbst einnehmen könnten. Kaum war er am 12. Julius nach Quiloa gekommen, so beschoß er die Stadt. Durch dieses Erschreckungs-Mittel bewog er den König Ibraim sich gefangen nehmen zu lassen; einen jährlichen Tribut von 2000 Mitikals Gold zu leisten, und gab noch einen reichen Mohren als Geißel ab. Unterdessen war Stephan de Gama mit seiner Flotte auch hier eingetroffen, und beyde setzten dann ihre Reise mit einander fort.

Bey der Annäherung der Küste Indiens vor dem Berge Deli nordwärts von Kananor stieß Gama auf ein großes und reich beladenes Schiff, welches dem Sultan von Aegypten gehörte, und mit vielen Mohren als Pilgern nach Mecca gefüllt war. Sobald er dieses genommen hatte, begab er sich an dessen Bord, und forderte die vornehmsten Mohren auf, ihre Waren zu zeigen; widrigenfalls er sie in das Meer würde werfen lassen. Die Mohren gaben vor, sie hätten alle ihren Waren zu Kalekut zurückgelassen. Sobald er aber einen von ihnen mit gebundenen Händen und Füßen in das Meer werfen ließ, lieferten die übrigen aus Furcht vor gleichem Schicksale ihre Güter ab. Er ließ die 20 Kinder

mit dem Gelübde in sein Schiff bringen, daß sie in dem Kloster St. Maria zu Belem eingekleidet werden sollten, was auch geschah; alle übrige Beute wurde den Schiffleuten überlassen. Hierauf ließ der Admiral das Schiff in Brand stecken. Allein die Mohren durchbrachen die Gefängnisse, und löschten das Feuer mit dem Wasser, welches auf dem Schiffe war. Deßwegen wurde Stephan de Gama befehligt zu entern. Die Mohren wurden durch diese Gefahr in Verzweiflung gebracht, widersetzten sich sehr hartnäckig, und wollten sogar die andern Schiffe in Brand stecken. Nur die Nacht hinderte die Vollendung dieser Grausamkeit. Die Mohren riefen stets ihren Mahomed an. Des andern Morgens wurde Stephan de Gama beordert, sein Werk zu beendigen; er begab sich an Bord des Schiffes, zündete dieses an, und trieb die sich stets vertheidigenden Mohren in dessen Hintertheil; denn einige Bootsleute wollten das Schiff nicht eher verlassen, bis es halb verbrannt war. Mehrere Mohren sprangen, wenn die Flammen sich ihnen näherte, mit der Axt in der Hand in die See, und fochten schwimmend mit ihren Feinden. Einige näherten sich sogar den Boots, und fügten großen Schaden zu. Indessen wurden die meisten umgebracht, und die wenigen, welche im Schiffe blieben, durch dessen Sinken ersäuft; daher von 300 Menschen, unter welchen 30 Weibspersonen waren, Niemand dem Feuer, Schwerte oder Wasser entrann.

Bey der Ankunft des Admirals zu Kananor verlangte er eine Unterredung mit dem Könige,

mit welchem er einen Handelsbund abschloß; hierauf fuhr er nach Kalekut ab.

Bey seiner Ankunft schickte Samorin einen als Franciscaner verkleideten Mohren auf das Schiff mit dem Antrage, Gama möge in Kalekut eine Factorey errichten. Dieser aber erwiederte, er müsse erst vom Könige für den Tod seiner früheren Gefährten, und für die zerstörten Güter der ehemahligen Factorey Genugthuung erhalten. Der Samorin zögerte drey Tage mit seiner Antwort; der Admiral drohete mit Feuer und Schwert zu verfahren, wenn noch eine bestimmte Zeit vorüber sey. Nach deren Verlaufe ließ Gama eine Kanone abbrennen, dann die auf den Schiffen vertheilten gefangenen Malabaren hängen, Hände und Füße abhauen, und in diesem Zustande auf zwey Boots mit einem arabischen Briefe dem Samorin senden. Während der Nacht ließ er die Schiffe dem Lande möglichst nähern, des andern Morgens Kalekut beschießen, unter dessen zerstörten Häusern auch der königliche Pallast war. Gama ließ dann durch Vincent Sodre mit 6 Schiffen die Küste bewachen, und die Handlungs-Geschäfte der Mohren vereiteln, während er mit den übrigen Schiffen nach Kochin segelte.

Bey der Ankunft in dessen Hafen sendete der König Trimumpara Geißeln an Bord, und kam selbst an das Ufer zu seinem Empfange. Hier übergab Gama das dankbare Schreiben des Königs Emamuel für die frühere Begünstigung des Admirals Kabral und Geschenke, welcher in einer mit

Juwelen besetzten goldenen Krone, in einem goldenen Halsbande, in zwey silbernen Waschbecken, in mehreren Seiden-Waren, in einem kostbaren Zelte oder Thronhimmel und andern Gegenständen bestand. Trimumpara freute sich der Geschenke, ließ den neuen Handelsvertrag unter dem schönen Zelte schriftlich abfassen, setzte die Preise der Spezereyen fest, schenkte ein Haus für die Faktorey, wie auch für den portugiesischen König zwey goldene Armbänder mit Edelsteinen, eine Kopfbinde der Mohren aus Silberstoffe und eine halbe Elle lang, zwey grosse Stücke von feinem bengalischen Kaliko, und einen Stein in der Größe einer wälschen Nuß aus dem Kopfe einer gekrönten Schlange, welcher jede Vergiftung unwirksam machen sollte.

Während Gama mit der Landung seiner Schiffe beschäftigt war, wurde er durch einen Abgeordneten Samorin's zur Rückkehr nach Kalekut eingeladen, wo er alle seine Güter und Handels-Freyheit erhalten sollte. Der Admiral nahm den Abgeordneten als Geißel für den Fall in Verwahrung, wenn Samorin unredlich handeln sollte, und reiste, ungeachtet des Widerspruches seiner Hauptleute, mit seinem einzigen Schiffe nach Kalekut ab; weil er glaubte, an Sodres Eskader Unterstützung zu finden. Kaum hatte Samorin vernommen, daß der Admiral mit einem einzigen Schiffe angekommen sey, so schickte er 34 Boote ab, welche ihn gefangen nehmen sollten. Er wäre auch ergriffen worden, ungeachtet er seine Ankerthaue abhauen, und sein Schiff in die hohe See zurück führen ließ, wenn

nicht Sodres Schiffe zur Hülfe gekommen wären. Nach seiner Rückkehr gegen Kochin ließ er den Abgeordneten aufhängen, so schmerzlich es auch dem Samorin seyn mochte. Dieser suchte durch mehrere Briefe den König von Kochin zu bewegen, die Portugiesen nicht ferner zu begünstigen; aber vergebens. Deßwegen rüstete er 29 große Schiffe zum Angriffe der portugiesischen Flotte aus. Erst beym Abschiede eröffnete der König von Kochin, auf seinem Elephanten sitzend, und in Begleitung seiner Nayros dem Admiral den Inhalt der Briefe Samorin's und dessen feindliche Absichten. Gama dankte durch das Versprechen, der König von Portugal würde ihn so kräftig in der Zukunft unterstützen, daß er sich nicht allein in seinem Lande erhalten, sondern auch benachbarte Länder erobern könnte. Der König war mit dieser Erklärung um so zufriedener, als sie in Gegenwart der Nayren geschah, welche als Freunde der Mohren sehr ungern die Begünstigung der Portugiesen beobachtet hatten. Kaum war er abgesegelt, so kam ihm die Flotte der Mohren schon entgegen. Er beorderte einen allgemeinen Angriff auf die Schiffe. Sodre eilte mit zwey andern Hauptleuten voraus, und griff zwey der größten Schiffe so heftig an, daß ein Theil der Mannschaft in das Meer sprang. Bey der Annäherung Gama's eilten die übrigen feindlichen Schiffe, welche er aus Furcht vor Untiefen nicht verfolgen ließ, nach dem Lande zurück. Unterdessen brachten die Portugiesen in ihren Booten mehr als 300 Mohren um, welche sich im Wasser

schwimmend vertheidigten. In den beyden großen Schiffen war vieles Porzellain, silberne und vergoldete Gefäße, und ein goldenes Bildniß von 30 Pfund, dessen Augen zwey Smaragden, dessen Kleid aus geschlagenem Golde künstlich mit Edelsteinen besetzt war, und vor dessen Brust ein großer Rubin wie das hellste Feuer glänzte.

Sobald die Waren aus den Schiffen genommen waren, wurden diese verbrannt. Gama segelte nach Kananor, wo ihm der König ein Haus für die Faktorey einräumte. Er hinterließ 24 Menschen daselbst zur Beförderung des Handes der Spezereyen um einen bestimmten Preis, und verband sich mit dem Könige nicht nur zu ihrer wechselseitigen Vertheidigung, sondern daß er keinem Fürsten wider den Trimumpara beystehen sollte.

Gama segelte am 20. December 1503 mit 13 Schiffen nach Portugal zurück, und ließ seinen Gefährten Sodre mit 7 Schiffen bis zum Februar unter dem Befehle halten, daß er im Falle eines Krieges zwischen den Königen von Kochin und Kalekut vor ersterem Orte überwintern, widrigen Falles nach dem rothen Meere segeln, und alle Schiffe wegnehmen sollte, welche von Mecca nach Indien bestimmt sind. Gama mußte zu Mozambique zwey verdorbene Schiffe ausbessern lassen. Bey dem Vorgebirge Korientes wurde er zwar durch einen Sturm sehr aufgehalten; doch traf er am ersten September zu Cascais glücklich ein, wo er von verschiedenen Vornehmen nach Hof geführt wurde, indem ein Edelknabe den Tribut des

Königs von Quiloa in einem silbernen Becken vor ihm trug. Der König empfing ihn mit den größten Ehrenbezeigungen, ernannte ihn zum Admiral der indischen Meere, und zum Grafen von Videgueyra. Sechs Tage nach ihm erschien auch Stephan von Gama zu Lissabon, dessen Schiff vor der übrigen Flotte bey dem Vorgebirge Korientes getrennt worden, und auf der Rückkehr seinen großen Mast verloren hatte.

Gama war von mittlerer Gestalt, stark im ganzen Körper, und kupferig im Gesichte. Seine Kühnheit für alle große Unternehmungen war anerkannt. Im Zorne war er äußerst heftig, in Verlegenheiten sehr geduldig, und in Ertheilung der Gerechtigkeit sehr eifersüchtig. Im Jahre 1524 wurde er, als Vicekönig von Indien, zwar noch ein Mahl mit 14 Schiffen und 3000 Mann abgeschickt. Nach vielen Unfällen zur See landete er auch zu Goa, und besuchte einige Festungen. Allein er starb noch an Weihnachten des nähmlichen Jahres, nachdem er Indien nur drey Monathe verwaltet hatte.

Reise des Pedro Albarez Cabral nach Indien im Jahre 1500. *)

Die glücklichen Entdeckungen mehrerer Portugiesen spornten zu neuen Unternehmungen an. Deßwegen wurde eine Flotte von 13 Schiffen verschiedener Größe mit 1200 Mann unter dem Commando des Pedro Albarez Cabral ausgerüstet, welchem der König Emanuel am 8. März 1500 die Kreuz-Flagge übergab. Unter der Mannschaft befanden sich auch Franciscaner-Mönche, 8 Capläne und ein Obercaplan. Sie segelten von Belem ab; am 18. März sahen sie die Kanarien-Inseln; am 22. St. Jago. Am 24. April erhob sich Nachts ein großer Sturm, weßwegen sie

*) Grynaeus nannte in der vorliegenden Sammlung: Novus orbis etc. Bas. 1555. fol. unsern Reisenden irrig Peter Aliares. Diesem Auszuge liegt vorzüglich zum Grunde: Historia de descubrimento e conquista da Judia per os Portugoeses etc. de Ferd. Lopez de Castanneda, welche Nik. Grouchi in das Französische übersetzte.

längs der Küste einen Hafen suchten, welchen sie auch fanden, und Puerto Seguro nannten. Cabral bezeichnete das Land nach dem steinernen Kreuze, welches er daselbst aufrichtete, Tierra de Santa Cruz, welches später Brasilien genannt wurde. Am 2. Mai segelten sie nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Am 23. und 28. erhoben sich so gewaltsame Stürme in Nord-Ost, daß sie ihre Segel einziehen mußten. Bald erhob sich eine Wasserhose mit so entsetzlichem Winde, daß sie nicht Zeit hatten, die Segel wieder einzuziehen; weßwegen 4 Schiffe mit allen Leuten zu Grunde gingen, unter welchen auch der Entdecker des Vorgebirges der guten Hoffnung, Barth. Dyas war. Die übrigen Schiffe füllten sich zur Hälfte mit Wasser, und würden auch gesunken seyn, wenn ihre Segel nicht zerrissen wären. Sie schaukelten 2 Tage ohne Segel hin und her, unter solcher Finsterniß, daß die Schiffe einander nicht wahrnehmen konnten. Am dritten Tage hatte der nach Süd-West sich drehende Wind kaum geendigt, als jener von Ost- und Nord-Ost noch ungestümer wüthete, und Berge von Wellen so erhob, daß die Schiffe in einem Augenblicke die Wolken zu berühren, im andern in die größte Tiefe geschleudert zu seyn schienen. Dieser schreckliche Sturm dauerte 20 Tage, während welcher das Wasser jede Nacht den Feuerflammen glich, und bey Tage ganz schwarz war. Erst nach geendigtem Sturme erkannte die Mannschaft, daß sie am Vorgebirge der guten Hoffnung vorbeygese-

gelt sey, aber auch 4 Schiffe verloren habe. Am 16. Julius näherten sie sich der Küste von Afrika, im 27. Grade südl. Breite, und eroberten 2 Schiffe mit Mohren, welche von dem Bergwerke zu Sofala mit Gold für Melinda sich beladen hatten; aber bey ihrer Flucht von den Portugiesen dasselbe in die See warfen. Der Admiral nahm den Befehlshaber beyder Schiffe, als Vetter des Königs von Melinda, gut auf, und bezeugte ihm sein Leidwesen durch Rückgabe alles dessen, was seine Mannschaft genommen hatte.

Am 20. landete Cabral zu Mozambique, und nahm Wasser nebst einem Steuermanne ein, welcher ihn nach Quiloa begleiten sollte. Daselbst wird starker Handel mit Gold von Sofala getrieben; weßwegen viele Kaufleute aus dem glücklichen Arabien und andern Gegenden dahin kamen. Der Admiral ließ dem Könige wissen: er sey mit Waren, und einem Schreiben des Königs von Portugal, zur Errichtung einer Handelsverbindung gekommen, er erbitte sich eine Unterredung auf dem Schiffe. Der König erschien mit vieler Umgebung unter Trompetenschall, ließ sich das Schreiben vorlesen, und versprach Gold für Waren zu geben. Allein des andern Tages reuete es ihn; weil die Fremden Christen waren. Nach einigem Aufenthalte segelte der Admiral nach Melinda, wo er am 2. August eintraf. Der dasige König schickte sogleich Früchte und andere Lebensmittel, welche Cabral durch ein kostbares Pferdegeschirr erwiederte. Des andern Tages hielt der Kö-

nig eine Unterredung mit dem Admiral auf dem Schiffe. Letzterer ließ zwey zum Tode verurtheilte Verbrecher, zur näheren Kenntniß des Landes, zurück. Einer derselben lernte arabisch, ging zu Lande nach der Meerenge von Mecca, kam dann nach Balagat über Kambaya, und gewann als scheinbarer Mohr, die Freundschaft der Statthalter dieser Bezirke, durch welche er später dem Alonso de Albuquerque wichtige Dienste leistete.

Cabral segelte am 7. August wieder ab, und kam am 13. September nach Kalekut. Er setzte die 4 Malabaren, welche Gama nach Portugal gebraucht hatte, nebst einem Mohren, Nahmens Caspar, als Geißel in Gesellschaft des Dolmetschers Alonso Hurtado ab, und erbath sich von Samorin einige ansehnliche Geißel, um an das Land gehen zu können. Am 28. December schickte der König verschiedene vornehme Höflinge mit Musik, den Admiral abzuhohlen. Dieser wurde sogleich auf einen Tragsessel gesetzt, und in Begleitung seiner Leute zum carmoisinrothen Thronhimmel des Königs geführt. Dieser war mit weiß seidenem und golddurchwirktem Zeuge umgürtet, am übrigen Leibe nackt; auf seinem Haupte ruhte eine Mütze von goldenem Stoffe. In seinen Ohren hingen Juwelen, welche aus Diamanten, Saphiren und Perlen zusammengesetzt, und deren 2 größer als wälsche Nüsse waren. Seine Arme waren vom Ellenbogen bis an die Hände, wie seine Füße von den Knien abwärts mit den kostbarsten Steinen besetzt. Seine Finger und Zehen waren mit vielen

Ringen versehen, von welchen jener an der großen Zehe mit einem sehr großen Rubin ausgefüllt war. Noch kostbarer war sein Gürtel, dessen Steine in Gold gesetzt, das Auge blendeten. Drey Trompeten waren aus Gold, und 17 aus Silber, deren Mundstücke gleichfalls mit Edelsteinen besetzt war. Die Lampen und Rauchfäßer, welche dampften, bestanden aus Silber, und das Spuckbecken aus Gold. Bey dem Minister (Samorin) stand ein prächtiger Sessel, und die dazu gehörige Trage aus Gold und Silber, prächtig gearbeitet.

Der Admiral nahm bey dem Eintritte in den Saal in einem Stuhle, nächst dem Könige, Platz, und überreichte sein Beglaubigungsschreiben in arabischer Sprache. Sobald der Samorin es gelesen hatte, äußerte Cabral den Wunsch seines Königs: zu Kalekut eine Factorey zu errichten, welche mit allen Arten europäischer Ware sollte versehen werden, für welche seine Schiffe Specereyen kaufen, oder tauschen sollten. Während die Geschenke herbeygetragen wurden, versprach Samorin, daß alle Waren des Landes zu haben seyn sollten. Der König gab ihm hierauf ein Zeichen, auf sein Schiff zurückzukehren, und die Geiseln zurückzuschicken. Unter wechselseitigem Mißtrauen, und unter geheimen Ränken der Mohren, verflossen mehrere Tage, bis er wagen konnte, den Francisco Correa als Factor der Handlung auszusetzen. Allein da dieser mit den Verhältnissen des Landes noch nicht bekannt war, so verkaufte er seine Waren zu wohlfeil, und kaufte die Indischen zu theuer. Sobald Cabral die Ränke der Mohren

kennen lernte, wollte er Anstalt zur Abreise treffen. Allein der Samorin ließ ihn durch Correa davon abhalten, räumte ihm unter schriftlicher Versicherung ein Haus am Ufer für die Faktorey ein, auf welchem auch eine Fahne mit den portugiesischen Wappen errichtet werden durfte. Von dieser Zeit konnten die Portugiesen zu Kalekut so sicher, wie in Lissabon herum gehen, und die Eingebornen besuchten die Faktorey. Doch konnte diese nicht so viele Waren erwerben, als zur Ladung ihrer Schiffe nöthig war; weßwegen eine neue Spannung zwischen den beyderseitigen Abgeordneten entstand. Der Samorin versprach wiederhohlt, in 20 Tagen sollten die Schiffe mit Spezereyen gefüllt seyn; dessen ungeachtet hinderten die Mohren die Vollziehung dieses Befehles, machten dem Könige, wie dem Samorin bittere Vorwürfe über größere Begünstigung der Portugiesen vor ihnen, und überfielen die Faktorey, in welcher sich nur 70 Mann mit 8 Armbrüsten befanden, so gewaltsam, und mit einer solchen Menge von Menschen, daß kaum 20 Portugiesen durch die annähernden Boote auf ihr Schiff sich retten konnten, und alle übrige theils getödtet, theils gefangen wurden.

Der Admiral wurde durch diese Treulosigkeit so gereizt, daß er gleich des andern Tages die Stadt, und die im Hafen liegenden Schiffe durch ununterbrochenes Kanonen- und Flintenfeuer zerstörte, und sich nach Kochin wendete, eine Faktorey zu errichten.

Diese Stadt liegt in einem Lande gleichen Nahmens, 19 Meilen südwärts von Kalekut, an einem Flusse, ist ziemlich stark befestiget, und hat einen sichern und geräumigen Hafen. Die Einwohner sind theils Heiden, theils Mohren, und nähren sich von der Handlung, für welche zwey allein 100 Schiffe unterhielten. Lebensmittel sind nicht überflüssig, wohl aber Pfeffer. Der König ist arm deßwegen, weil er keine Münze schlagen darf; auch ist er dem Samorin untergeordnet, welcher, sobald er zur Regierung kommt, sich nach Kochin begibt, und demjenigen die Krone ertheilt, welcher ihm gefällt.

Kaum hatte der Admiral hier geankert, und dem Könige durch einen Faktor und mehrere Begleiter mit Geschenken seinen Wunsch, eine Factorey zu errichten, eröffnet; so wurde nicht nur dieser sogleich genehmigt, sondern auch alle Unterstützung geleistet, die Schiffe schnell mit der gewünschten Ladung zu versehen. Nach vollendeter Ladung erbothen sich zwey indische Christen auf des Admirals Schiffen nach Portugal zu reisen, um dann Rom und Jerusalem besuchen zu können.

Am 10. Jänner 1501 segelte Cabral ab, und am 15. ankerte er vor Kananor, 31 Meilen von Kochin nordwärts. Diese Stadt ist sehr weitläufig an einer schönen Bay errichtet; allein die Häuser sind nur aus Erde und mit Schiefer gedeckt. Das Land trägt Ingwer, Cardamomen, Tamarinden, Cassia, Mirabolanen; aber nicht viel Pfeffer. Es gibt hier so giftige Ottern, daß Men-

schen durch ihren Athem getödtet wurden. Ein Gleiches ist mit den Fledermäusen und Geyern, deren Kopf einem Fuchse ähnlich ist; doch sind sie gut zu essen. Andere Lebensmittel gibt es noch im Ueberflusse. Der König ist ein Braman, und einer der drey Fürsten in Malabar, welche Niemanden unterworfen sind. Der Admiral kaufte 4 Zentner Zimmet ein. Da der König vermuthete, daß er aus Geldmangel nicht mehr kaufe, so ließ er ihm eröffnen, daß auf Credit noch so viel gegeben werde, als beliebig sey. Cabral dankte für diese Großmuth, und nahm einen Abgeordneten des Königs auf sein Schiff, zur engeren Verbindung mit dem portugiesischen Hofe.

Der Admiral segelte durch den Meerbusen zwischen Indien und Afrika, in dessen Mitte er am 21. Jänner ein großes Kauffahrteyschiff wegnahm. Doch nahm er nur einen Lootsmann als Wegweiser, und gab dasselbe zurück. Am 12. Februar erhob sich an der afrikanischen Küste ein so gewaltiger Sturm, daß das Schiff des Sancho de Toar an das Land getrieben wurde, und so schnell in Brand gerieth, daß die Mannschaft nur mit Mühe gerettet werden konnte. Sie setzten während des Sturmes ihre Reise über Melinda fort, und konnten erst zu Mozambique ankern, um ihre Schiffe auszubessern, und Wasser einzunehmen. Nächst dem Vorgebirge der guten Hoffnung waren sie neuen Stürmen Preis gegeben, in welchen eines ihrer Schiffe getrennt wurde. Auf dem grünen Vorgebirge fan-

den sie Diego Diaz, welcher von der Flotte auf der Reise nach Indien getrennt, in das rothe Meer gekommen war, und seine meisten Leute durch Krankheit und Mangel an Lebensmitteln verloren hatte. Da sein Lootsmann nicht gewagt hatte, ihn nach Indien zu führen; so kehrte er nach Portugal zurück, doch nur mit 7 Mann, welche nach der Fahrt durch den arabischen Meerbusen, stark und geschickt genug waren, die Schiffsdienste zu leisten.

Am 31. Julius 1501 traf der Admiral zu Lissabon ein. Nach wenigen Tagen folgte auch das Schiff, welches sich bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung verloren hatte, und endlich folgte auch jenes von Sancho de Toar. Dieser berichtete: er sey auf der kleinen Insel Sofala, nahe am festen Lande, welche von Kafern bewohnt wurde, gelandet. Wegen der vielen Gold-Bergwerke des festen Landes kamen viele Mohren aus Indien dahin, welche das edle Metall gegen Waren geringen Werthes vertauschten. Er brachte einen Mohren mit sich, welcher als Geisel ihm für einen andern Mann war gegeben worden, und wichtige Nachrichten über sein Land mittheilte. Von den 12 Schiffen, welche Cabral aus Portugal abgeführt hatte, sind nur 6 zurückgekommen; von den 6 übrigen ist keine weitere Nachricht eingelaufen.

Reise von Juan de Nueva nach Ost-Indien im Jahre 1501.

Noch ehe Cabral zurückgekommen war, hatte der König von Portugal den General Juan de Nueva aus Gallizien mit 4 Schiffen und 400 Mann zur dritten Reise nach Ost-Indien beordert. Der General erhielt die Weisung, vorerst Sant Plas zu berühren, dann nach Sofala zur Errichtung einer Faktorey, nach Quiloa und nach Kalekut zu segeln. Der General entdeckte die Insel der Empfängniß im 8. Grade südl. Breite, kam glücklich zu Sant Plas unter dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, traf im August zu Mozambique, und bald auch zu Quiloa ein; nachdem er eine Insel entdeckt hatte, die er mit seinem Nahmen bezeichnete. Zu Melinda erfuhr er vom Könige die Ereignisse in Indien. Er jagte nicht weit von Melinda auf 2 große Schiffe, nahm beyde, und verbrannte eines. Als er zu Kananor an-

kam, drang zwar der König in ihn, seine Schiffe zu laden; allein er wollte erst mit dem Factor von Kochin sich benehmen. Auf dem Wege dahin nahm er nach einem tapfern Widerstande ein Schiff, welches den Mohren zu Kalekut gehörte, und ließ es verbrennen.

Der Factor zu Kochin hatte dem General kaum bewiesen, welcher boshaften Ränke die Mohren gegen die Portugiesen fähig seyen, und daß man ohne Geld ihre Spezereyen nicht einmahl erwerben könne; so kehrte der General sogleich nach Kananor zurück. Da er aber daselbst Spezereyen ebenfalls nur gegen Geld kaufen konnte, so war der König, damit derselbe nicht leer zurückkehre, so großmüthig, auf 1000 Zentner Pfeffer, 50 Ingwer und 450 Zimmet, nebst einigem leinenen Zeuge so lange gut zu stehen, bis der Faktor, welchen der General nebst zwey Schreibern zurückließ, die ihnen anvertrauten Waren verkauft hätte.

Am 15. December benachrichtigte der König denselben, daß der Samorin 100 Schiffe gegen ihn ausgesendet habe; er möge also auf seiner Huth seyn. Bey dem Anbruche des nächsten Tages erschienen wirklich die Schiffe voll Mohren in der Bay; aber ohne schweres Geschütz. Der muthige General fuhr durch die Mitte der Bay, und ließ die feindlichen Schiffe auf beyden Seiten ununterbrochen beschießen. Nachdem viele Mohren umgekommen, und verschiedene Schiffe in Grund gebohrt waren, ohne daß die Portugiesen einen Mann

verloren hatten, steckten sie zwar die Friedensflagge auf; allein kaum bemerkte der General ihre Absicht, seine Schiffe Nachts in Brand zu stecken, so befahl er, noch ein Mahl auf sie zu feuern, damit sie sich nach Kalekut zurückzögen. Bald nahm er vom Könige in Kananor Abschied, und segelte nach Portugal mit allen seinen Schiffen glücklich zurück.

Dänische Missions-Reise nach Ost-Indien in den Jahren 1705 bis 1719. Beschrieben von Bartholomä Ziegenbalg.

Von dem erhabenen Gedanken beseelt, die Heiden in Ost-Indien mit der wahren Christus-Lehre zu beglücken, entschloß sich die dänische Regierung, eine Mission in dieses Land zu veranstalten. Zu Missionären wurden ernannt Bartholomä Ziegenbalg und Heinrich Plütschau, welche den 29. November 1705 auf dem Schiffe Sophia Hedwid ihre Reise antraten, den 23. April 1706 das Vorgebirge der guten Hoffnung erreichten, und den 9. Julius glücklich bey Tranquebar in Ost-Indien landeten.

Vor Allem war den Missionären nöthig, sich die portugiesische und malabarische Sprache eigen zu machen. Besonders viele Schwierigkeit verursachte die Erlernung der malabarischen oder damulischen Sprache, welche die Missionäre mit den kleinen Kindern erlernten, zu

denen sie sich setzten, und nach deren Art und Weise die Buchstaben in den Sand zu schreiben anfingen. Sie lernten zwar viele Wörter schreiben, lesen und aussprechen, kannten aber deren Bedeutung nicht; weil der Schulmeister nicht portugiesisch verstand. Mit Hülfe eines Dolmetschers brachten sie es endlich dahin, daß sie eine Anleitung zur Erlernung des Malabarischen in deutscher Sprache aufsetzen konnten. Weil nun die meisten Schriften dieser Heiden in Versen abgefaßt sind; so mußten die Missionäre auch Dichter in Dienst nehmen, und ein poetisches Wörterbuch anfertigen lassen.

Den 6. November fingen die Missionäre ihr Missionswerk mit Catechesen in portugiesischer und den 22. Jänner 1707 in malabarischer Sprache an. Diese Catechesen wurden nach Erbauung einer neuen Kirche, welche Jerusalem genannt wurde, öffentlich gehalten. Auch wurde Luther's Katechismus, später das neue Testament nebst mehrern andern Schriften in die malabarische Sprache übersetzt.

Den 21. November wurde auch eine Schule errichtet, in welcher die malabarischen Kinder nicht nur Unterricht, sondern auch Wohnung, Kleidung und Nahrung unentgeltlich erhielten. Die Größeren lasen das neue Testament, und wurden im Rechnen und Schreiben unterrichtet; während die Kleineren das A B C erlernten, und auf die Fragen der Größeren antworten mußten.

Den 23. Julius 1708 unternahmen sie die erste Reise nach Nagapatnam, einem holländi-

schen Platze, um das Wort Gottes auch außerhalb Tranquebar zu verkündigen. Auch wurden an verschiedenen andern Orten Bekehrungsversuche angestellt.

Den 20. Julius 1709 kamen die andern Missionäre aus Dänemark, nähmlich M. Gründler und Joh. Böving, nebst dem Mitarbeiter Polycarp Jordan. Nachdem sie drey volle Jahre viele Trübsale ausgestanden hatten, wurden sie durch die Ankunft dieser Männer sehr erfreut. Von Dänemark brachten diese 2027 Rthlr., und aus Deutschland 1117 Rthlr mit; zu diesen kam noch eine kostbare Haus-Apotheke von dem Waisenhause zu Halle, mit vielen Büchern aus Dänemark und Deutschland.

Den 2. September stellte der Missionär Ziegenbalg den Versuch zu einer Reise in das Land des Königs von Tanjour an. Während er 3 Meilen tief in das Land gereist war, traf er in dem Orte Perumulei eine ansehnliche Versammlung der vornehmsten Malabaren und Bramanen an, welche ihm bedeuteten, daß sie ihn auf seiner weitern Reise anhalten, und als Gerichts- und Zollpersonen seine Ankunft dem Könige von Tanjour bekannt machen müßten; weil ohne Einwilligung des Königs kein Europäer im Lande, außer den Seestraßen, reisen dürfe. Auf diese Erklärung, und auf die Nachricht von der üblen Behandlung der Missionäre, zog Ziegenbalg die Rückreise nach Tranquebar vor.

Den 19. October erhielten die Missionäre die ersten Briefe aus England mit 20 Pfund Sterling und einem Küstchen Bücher. Den 12. November kauften sie in dem nahe bey der Stadt gelegenen Dorfe Boreiar einen Garten, in welchem sich 3 Teiche und 400 Bäume befanden. In diesem Dorfe, welches größer als Tranquebar, und sehr volkreich ist, errichteten die Missionäre eine Schule.

Wegen der vielen Geschenke, welche man dem Könige von Tanjour machen muß, und wegen der Reisekosten unterließ Ziegenbalg seine vorgehabte Reise, und machte sich auf den Weg nach Madras, im Reiche des Groß-Mogul. Er durchreiste viele Städte, und übernachtete oft bey Bramanen, welche ihm alle Liebe erwiesen. Die Abreise begann den 7. Jänner 1710. In Ziegenbalg's Gefolge befanden sich 20 Malabaren, 6 Soldaten, 10 Palankinträger und 5 Personen, welche die Lebensmittel tragen mußten.

Den ersten Tag legten sie 4 Meilen zurück, durchreisten verschiedene Städte und Dörfer, und übernachteten in der großen Stadt Tschigari, welche mehr als 60 Pagoden enthält. In dieser Stadt hinterließ der Missionär einen Brief zur Bekehrung der Heiden. Am folgenden Tage kamen sie innerhalb 4 Meilen aus dem Gebiethe von Tanjour, nachdem sie 30 Rthl. Zoll hatten geben müssen; während sie in dem Lande Mogul freyen Durchgang hatten. Ueber viele Flüsse kamen sie zur großen Stadt Tschilam-

baran, welche ein großes Castell mit 4 Thürmen hatte, und Abends zur großen und geräumigen Stadt Porta Nova (auf malabarisch: Pirenki Patei.) Den dritten Tag kamen sie zur englischen Stadt Kudelur, und zu dem Fort St. David, und wurden gut aufgenommen. Unser Missionär sprach mit den Malabaren wegen der christlichen Religion bis in die Nacht.

Den 5. Tag kamen sie zur französischen Stadt Budutscheri, dem Hauptsitze der französischen Missionäre. Den 6. und 7. Tag führte der Weg durch Wildnisse, den 8. durch viele Dörfer zur volkreichen Stadt Sadrasspatnam, mit einer holländischen Faktorey. Drey Stunden verkündigte Ziegenbalg das Wort Gottes, und übernachtete dann bey Bramanen. Den 9. kamen sie zu vielen Dörfern, und über St. Thomas, den 10. nach Madras, einer sehr großen und volkreichen Stadt.

Tranquebar, ehemahls ein kleiner Flecken, erwuchs, seitdem es eine dänische Colonie geworden, zu einer feinen Stadt mit einem Castelle. Sie ist mit einer Mauer umgeben, und hat 3 Kirchen und 5 große Pagoden. Die Einwohner sind theils Europäer, theils Malabaren. Der zu Tranquebar gehörige Bezirk enthält 15 Dörfer, unter welchen Borliar das größte ist. Nach diesem ist Tiliar der größte und lustigste Flecken, zu welchem von Tranquebar eine schöne Baumpflanzung führt. Die Nahmen der übrigen Dörfer sind: Tsandarapari, Kottupaleam,

Erukittantſcheri, Tſchattankuri, Dewanallur, Oruwamangallum, Tſchenktankarei, Pömmeampoettei, Kilinſchimedu, Kalinkareipoettei, Signurpoettei, Akkamenpoettei und Elamenpoettei. In diesen Dörfern verkündigte Ziegenbalg das Wort Gottes.

Das Gebieth des Königs auf der Küste von Koromandel ist ungefähr 24 deutsche Meilen lang und 17 breit. Die Residenzstadt Tanjour ist 21 Stunden (7 malabarische Meilen) von Tranquebar entfernt, und hat einen festen Wall und Ringmauern. Außerdem hat der König noch zwey schöne Schlösser, eines in der Stadt Dirnwarur, das andere in der Stadt Dirumwiramarudur. In dem ganzen Reiche sind vier rechte Festungen, die Städte Tanjour, Patukotei, Mannakowil, und die kleine See-Stadt Kalkalatſcheri. In andern großen Städten findet man sehr kostbare und große Pagoden, und beynahe überall Herbergen für Fremdlinge. Die Macht des Königes, welcher ein Vasall des Großmogul ist, besteht in seinem Reichthume, indem er jährlich über 30 Tonnen Goldes aus seinem Lande erhalten kann. Bey seinem Kriegsheere befinden sich 144 streitbare Elephanten und über 300 Pferde, welche beyde aus fremden Ländern kommen. Auch hängen alle andern Könige und Fürsten an den übrigen Küsten von dem Großmogul ab. Achtzehn Meilen von Tranquebar ist ein Reich, in welchem meine Weibsperson re-

giert. In andern Königreichen findet man auch Parlamente.

Die Luft ist nach den verschiedenen Jahres-Zeiten verschieden; im August, September und October ist sie sehr gemäßigt und gesund; aber im Mai bis zum Ende des Julius sehr ungesund und heiß. Vormittags kommt sie aus dem Lande, und führt einige Wärme mit sich; Nachmittags kommt sie von der See, und bringt Kühlung. Die Hitze ist im Februar, März, April, Mai und Junius am stärksten; über Kälte kann man nicht viel klagen. — Tag und Nacht sind gewöhnlich im ganzen Jahre einander gleich.

Die Malabaren essen gekochten Reis mit Fischen, Milch, grünem Kraute, ihrer gewöhnlichen Kost, nebst Betel-Arak. Die Mohamedaner speisen auch noch Fleisch, Vögel, Hasen und andere Dinge.

Die Malabaren gehen fast nackt mit Ausnahme der Schambedeckung; einige bedecken sich halb, andere ganz, besonders die Frauenspersonen. Sie treiben Handel, Ackerbau und verschiedene Handwerke mit Fertigkeit. Es gibt reiche Leute unter den Malabaren, die meisten aber sind arm, oder besitzen nur ein mittelmäßiges Vermögen.

Diese Küste hat den schönsten Ackerbau; besonders wird viel Reis gebaut. — Man findet in dem Lande Elephanten, welche von Ceylon kommen; seltene Hirsche, so groß wie Hasen, mit vollem Geweihe, obwohl sie nicht größer werden; ferner schwarze Streitböcke. Wegen Mangels an Wäldern sieht

man auch nicht viele seltene Thiere; doch findet man Papageyen verschiedener Art, schwarz gestreifte Nachtigalen, schöne Pfauen, Paradies-Vögel, und verschiedene andere Vögel, welche von den Malabaren angebethet werden. Die Bäume und Erdgewächse sind von den europäischen so verschieden, daß Ziegenbalg nicht einen Baum oder ein Gewächs sah, welches er mit den europäischen vergleichen konnte. Die besten Früchte sind die Feigen, Ananas, Manges, Cojawen, Kokosnüsse u. s. w. — Der Winter heißt hier die Regenszeit, und dauert gewöhnlich $2\frac{1}{2}$ Monath an. Gewächse grünen das ganze Jahr, und sind im Winter am lebhaftesten; auch die Bäume grünen und blühen das ganze Jahr.

Gewitter sind fast das ganze Jahr, und zwar weit stärker, als in Europa. Im October und November fällt starker Regen, und das Wetter ist sehr ungestüm. Wegen Holz-Mangel bedienen sich die Malabaren des getrockneten Kuh-Mistes, welcher in kleine runde Kuchen geformt wird. Das Bauholz muß aus Europa oder aus andern Plätzen Ost-Indiens gehohlt werden, und ist deßwegen sehr theuer. Oehl gibt es in Menge; auch Honig wegen der vielen Bienen.

Den Gebrauch der Tinte und Federn kennen die Malabaren nicht. Sie nehmen Palmblätter in die linke Hand, und einen eisernen Griffel in die rechte, und schreiben auf diese Art eben so geschwind, als die Europäer. An dem linken Daumen befindet sich ein großer Nagel, in welchem eine Kerbe

geschnitten ist, um den vordern Theil des Griffels in dieselbe zu legen, der hintere Theil desselben wird mit den 5 Fingern der rechten Hand gehalten. Die Palmblätter halten sie mit den 4 Fingern der linken Hand, setzen den Daumen oben auf das Blatt, und schieben dieses immer weiter fort, bis eine Zeile geschrieben ist. Durch ein besonders zubereitetes Oehl werden die Buchstaben schwarz, und der übrige unschriebene Raum gelb.

Diese Schrift und Bücher haben die Malabaren schon einige tausend Jahre. Man findet in allen Städten und Dörfern Schulen, in welchen Lesen und Schreiben gelehrt wird. Um jedoch vollkommen unterrichtet zu werden, braucht man 6 Jahre. Die Malabaren betreiben Theologie, Poesie, Redekunst, Geographie, Medicin, Mathematik, Astronomie, Geometrie und Alchemie. Unter den malabarischen Heiden findet man 18 Sprachen, deren vorzüglichste das Kerendum, Damul und Wardagu sind. Das Kerendum ist die Mutterspräche der Bramanen und in Malabar eben so angesehen, wie bey uns die lateinische Sprache. Die gemeinste oder die eigentliche malabarische Sprache ist das Damul, welches sich über 400 Meilen erstreckt, und auch in vielen fremden Königreichen bekannt ist. Sie ist eine ganz eigene Sprache, angenehm zu hören, dabey sehr zierlich und wortreich. Ihre Wörter sind schwer auszusprechen, und eben so schwer zu lesen, als die Hebräischen.

Die Malabaren sind gegen einander aufrichtig und treu, nicht aber so gegen die Christen gesinnt. Unzucht ist das allgemeinste Laster unter ihnen; sie haben Scharfsinn, Mitleid mit Armen, sind beredet, und hören gern ernsthafte Gespräche an.

Unter den malabarischen Wissenschaften behauptet die Medicin den ersten Platz. Ziegenbalg fand sehr schöne Bücher über diese Wissenschaft, und bedauert nur wegen Mangels an Zeit, nicht ein oder das andere übersetzen zu können. — Die gefährlichsten Krankheiten bey den Malabaren sind: Lähmung aller Glieder, Verstopfung der Luftröhre, und das kalte Fieber. Sie reden und schreiben viel von den Winden im Leibe, und nehmen besonders zehn derselben an, welche sie nach ihren besondern Gängen wieder in siebenzig eintheilen. Sind nun diese in Ordnung, sagen sie, so ist der Mensch gesund; kommen sie aber in Unordnung, so entstehen viele Krankheiten. Dieses wollen sie aus der Vergleichung mit den natürlichen Winden beweisen.

Die heidnischen Malabaren verabscheuen das Fleisch der Kühe, essen aber das Fleisch der Schafe und der Schweine. Die Kuh ist ihnen das reinste und heiligste Thier, dessen Mist bey allen Handlungen gebraucht wird. Wenn sie die kleinen Kinder zu ihren Götzen bringen, verfertigt ihnen der Braman einen Abgott aus Mist, vor welchem sie niederfallen, und welchen sie anbethen. Häuser und Pagoden werden mit Kuhmist gewaschen. Die Milch

der Kühe trinken sie mit den Worten: »Die Europäer essen die Hülsen der Kuh, nähmlich das Fleisch, wir aber genießen den Kern: Butter und Milch.«

Mit der rechten Hand berühren sie nichts Unreines, weil sie dieselbe zum Essen gebrauchen; mit der Linken essen sie nie, weil sie dieselbe bey Verrichtung der nothwendigen Bedürfnisse gebrauchen, und deßwegen für unrein halten. Die Stelle der Messer und Gabel vertreten die 5 Finger der rechten Hand.

Die Mädchen werden nicht in die Schule geschickt; es müßte seyn, daß sie Tänzerinnen werden, welche in den Pagoden den Göttern dienen, und unverheirathet bleiben müssen. Mit den Bramanen leben sie in schändlicher Unzucht, und treiben mit ihren Reizen ein Gewerbe. Der Tanz einer ehrlichen Frau mit einem Manne wird für eine große Schande gehalten. Die Kinder dieser Tänzerinnen werden gleichfalls für den Tempeldienst bestimmt: sind sie männlichen Geschlechtes, so müssen sie bey dem Götzendienste trommeln, pfeifen, und die Becken schlagen; sie dürfen gleichfalls nicht heirathen; sind die Kinder aber weiblichen Geschlechtes, so müssen sie tanzen, die Köpfe der Götter waschen, salben u. s. w. An Händen und Füßen haben die Tänzerinnen klingende Schellen. Auch bestreuen sie die Stirn mit heiliger Kuh-Asche, und bestreichen dieselbe mit Kuh-Fett. Ueberall trifft man Pagoden an; die Bramanen machen manchmahl in einem Dorfe 50 Familien aus, deren Glieder das Amt des Vaters erblich erhalten. Sie haben fast alle Wochen ein

Fest, dessen Begehung in dem Herumtragen der Götzen, unter Schreyen, Trommeln, Pfeifen und Pauken besteht. Jährlich wird ein großer Wagen mit 6 Rädern, auf welchem einige tausend Götzen sind, in der Stadt herum gefahren.

Als die Missionäre 1710 bey dem großen Dorfe Tiliali eine Kirche zu bauen anfingen, kam es durch einen feindlichen Angriff dahin, daß der ganze Bau von den Heiden niedergerissen wurde. Weil die nöthige Hülfe von Europa ausblieb, sahen sich die Missionäre gezwungen, einen ihrer Mitarbeiter, Heinrich Plütschau, nach Europa zu schicken.

Den 22. November 1712 reiste Ziegenbalg auf den St. Thomas-Berg, welcher eine Stunde von Madras liegt, und dem Groß-Mogul gehört. Als die Portugiesen zuerst nach Indien gekommen sind, und zu Maleiapur (welches sie in der Folge St. Thomas nannten), eine Festung erbaut hatten, wurde dieser Berg dem römisch-katholischen Bischofe dieses Landes geschenkt. Auf diesem Berge, auf welchem der h. Thomas ermordet worden seyn soll, ließ der König von Portugal eine Kirche erbauen, zu welcher eine Treppe führt. Am Fuße des Berges haben sowohl malabarische, als portugiesische Christen Häuser erbaut. Obgleich später die Mohren die genannte Festung zerstört haben, so verschonten sie doch die Kirche, und erlaubten dem Bischofe, hier wohnen zu bleiben.

Was die Religion der Malabaren betrift, so glauben sie: daß von dem einzigen höchsten Wesen Bababiruma die Göttinn Tschaddi entsprungen sey. Von dieser Tschaddi kamen die drey Götter Biruma, Wischnu und Ruddirer, welche Dirumurtigoel genannt werden. Von Biruma sind die 224 Buganangöl (die Sphären aller Welten und Himmel) und deren Beherrscher entsprungen. Von ihm sind auch die vier Gesetzbücher und die sechs Sastirangöl, welche von den Lehren in den vier Gesetzbüchern handeln.

Die Verrichtungen der Bramanen sind nach dem Gesetze folgende: Vor dem Aufgang der Sonne stehen sie auf, entleeren den Leib, und reinigen sich sehr; dann reinigen sie die Zähne und den Mund, verrichten ihr Werk Aschamen Kirigei, richten ihre Gedanken auf Gott, lesen das Reinigungs-Gesetz, und baden sich unter den gehörigen Gebethsformeln und Gebräuchen. Nach diesen sprechen sie die Gebeths-Formel Kaiaddiri, und preisen die drey Götter Dirumurtigöl mit der Bitte, daß sie ihre verrichteten Werke zu Gott bringen möchten. Dann verehren sie die Götzenbilder, und bringen ihnen Opfer.

Wenn die Malabaren an heilige Orte sich begeben, und Gott ein Trankopfer bringen, oder an solchen Orten sich im Wasser reinigen und ein Speis-Opfer darreichen, oder die Bramanen speisen und einige Feuer-Opfer machen lassen; oder wenn sie gute Werke verrichten; so glauben sie von ihren Sünden gereinigt zu seyn.

Die Bußübungen der Malabaren sind verschieden; einige derselben bleiben beständig in einer sitzenden Lage, andere bleiben beständig mit ausgestreckten Händen stehen; einige stehen auf dem Kopfe, und halten die Beine in die Höhe, während andere nur auf einem Beine stehen.

Den Königen allein ist erlaubt, fünf Weiber zu heirathen, von welchen aber nur eine die Königinn ist. Hat letztere Kinder beyderley Geschlechtes so wird sie nach dem Tode des Königs nicht in das Feuer geworfen, während alle übrigen Weiber verbrannt werden. Den Weibern, welchen den Feuer-Tod leiden, schreibt das Gesetz die Seligkeit zu.

Bey Verheirathungen muß der Sterndeuter zuerst nach der Uebereinstimmung der Gestirne sehen, in welchen Braut und Bräutigam geboren sind. Sind diese günstig, so erhält die Braut den Brautschatz, indem alle ihre Freunde und Bekannte zusammen gerufen werden. Sie legen nun auf eine hölzerne Schüssel Kleider und den Brautschatz; auf andere Schüsseln legen sie Blumen und Mehl von Sandelholz, Baumfrüchte, Kokosnüsse und Betel-Arek. Alle diese Schüsseln tragen Knaben und Mädchen auf den Häuptern, und der Zug beginnt nun unter musikalischer Begleitung. Die Aeltern der Braut berathschlagen sich wegen der Ausstattung und wegen der Bedingungen, welchem Sohne, oder welcher Tochter unter ihren künftigen Kindern dieselbe zufallen soll. Ist dieses geschehen, so wird den Freunden ein Mahl bereitet, und der Tag der Hochzeit bestimmt. An diesem Tage werden gleichfalls die

Gestirne befragt, und im Hofe des Hauses wird eine Säule unter vielen Ceremonien aufgerichtet, vor welcher die Trauung vollzogen wird. Vor dem Hochzeit-Hause wird nun ein Zelt aufgeschlagen, welches sehr ausgeschmückt ist. Sieben Jungfrauen müssen in demselben Reis kochen. Priester und gelehrte Bramanen kommen, und verrichten mit ihren Gebethsformeln ein Feueropfer zur Ehre der Göttinn des Feuers. Auch bethen sie den Biruma, Wischnu und Rudirer, und mit ihnen zugleich alle 330,000,000 Götter an. Aus der Pagode werden Blumenkränze und Mehl von Sandelholz gebracht, und die Ceremonien werden verrichtet, welche Statt finden, wenn eine Weibsperson mannbar wird. Dann legen sie die Traubinde (eine aus Gold gearbeitete Figur, fast wie ein Herz mit einem Gesichte) auf eine hölzerne Schüssel, welche der Bramane nimmt, und unter den gehörigen Gebethsformeln einsegnet. Hierauf führt er Braut und Bräutigam mit in einander geschlagenen Händen drey Mahl um die in dem Hofe gesetzte Säule, und läßt beyde so niedersetzen, daß sie ihr Gesicht gegen Morgen wenden. Der Bramane reicht dem Bräutigam die Traubinde, welcher sie der Braut umhängt. Nach dieser Ceremonie werden die Brautleute im Zuge durch die Stadt geführt.

Wenn ein Knabe in die Schule gebracht werden soll, so wird das ganze väterliche Haus gewaschen und gereiniget. An einem glücklichen Tage lassen die Aeltern den Schullehrer mit allen seinen Lehrkindern in das Haus kommen. Sie haben nun

ein Götzenbild vor sich, neben demselben einen Klumpen Kuh = Mist, ein Rauchfaß und Opfergaben. Der Schulmeister schreibt von dem Buchstaben = Buch 3 Blätter, bestreicht sie mit gelber Curcume = Farbe, räuchert sie ein wenig an, und läßt sie von den anwesenden Freunden berühren. Der geschmückte Knabe muß sich dann drey Mahl vor dem Götzenbilde verbeugen, und die auf den 3 Blättern stehenden Buchstaben drey Mahl nachsagen. Der Knabe wird dann aus dem Hause der Aeltern von dem Schulmeister und den Schulkindern geführt, bald aber zurückgebracht, wo ein Gastmahl sie erwartet.

Wenn der Mann und die Kinder gegessen haben, so ißt erst die Frau mit den Sclaven. Die Malabaren sind sehr abergläubisch, und halten viel auf Zaubereyen und Gespenster.

An der Hinterlassenschaft des Vaters haben bloß die Söhne Antheil; die Töchter bleiben so lange bey ihren Brüdern, bis sie sich verheirathen. Was ihnen der Bruder aus gutem Willen gibt, mit diesem müssen sie sich begnügen. Sterben die Aeltern, und hinterlassen Schulden, so nehmen die Söhne gleiche Theile derselben auf sich.

Die Mädchen, welche sich zu Tänzerinnen bestimmen, kommen mit dem 5. Jahre in die Schule, um Lesen zu lernen. Bis sie alle Bewegungen, welche der Tanz erfordert, machen können, werden sie 8, 9 — 10 Jahre alt. In diesem Alter wird das Mädchen zur Pagode = Dienerinn angenommen. Der Priester der Pagode hängt ihr die Traubinde um den Hals, gibt ihr einen andern Nahmen, und ei=

nen Einwohner der Stadt als Vater. Diese Tänzerinnen tragen Unterkleider von Katun, und unter diesen lange Beinkleider, welche bis auf die Füße reichen. Um den Oberleib haben sie enge Brüstchen. In der Nase hängen goldene Ringe, und an der Stirn befinden sich goldene Halbmonde oder Halbsonnen. Oben an den Ohren hängen goldene Blätter, welche die offenen Ohren bedecken. In dem gespaltenen Ohrläppchen sind goldene Ringe, und um den Hals goldene Ketten, Perlen und Korallen. Den Oberarm zieren goldene oder silberne Armbänder, den Vorder-Arm Spangen von Silber oder Gold. An den Fingern stecken Ringe, und den Leib umgibt ein Gürtel, welcher bey einigen schmal, bey andern breit ist. Unten an den Beinen haben sie silberne Spangen, und Reife mit verschiedenen Zierathen.

Wenn sie mannbar geworden sind, werden sie noch ein Mahl in den vorgeschriebenen Ceremonien geprüft; dann vermischen sie sich mit Männern. Sie gehen des Tages drey Mahl in die Pagode, Morgens, Mittags und Abends, und tanzen vor den Götzenbildern. Eine jede erhält täglich eine bestimmte Portion Reis; ihre Häuser werden auf Unkosten der Pagode gebaut und unterhalten.

Die Töchter werden bis zum 5. Jahre sorgfältig erzogen, ohne zu etwas angehalten zu werden. Im 7. Jahre lernen sie die Speisen bereiten, Matten flechten und Wolle spinnen; im 9 — 10. Jahre werden sie verheirathet, und von dieser Zeit dürfen sie nicht mehr allein ausgehen, sondern nur in Be-

gleitung von 2 — 3 Frauenspersonen. Nach der Heirath bleiben sie stets in dem Hause ihres Mannes. Die Töchter der Könige lernen Lesen, Schreiben, und betreiben Wissenschaften. Nach ihrer Vermählung erhalten sie viele Gespielinnen. Haben die Witwen keine Kinder, so gehört der Brautschatz ihnen; haben sie aber Kinder, so werden sie mit den Kindern von den Brüdern des Mannes ernährt.

Nach dem Tode der Aeltern müssen die Kinder jährlich ein Almosen (Didi) geben, und zwar im Nahmen des Vaters und der Mutter, damit es ihrer Seele zu gut komme. Den Tag zuvor, ehe das Didi gegeben werden soll, wird das ganze Haus gereinigt und mit Kuh-Mist bestrichen. Dann kommen mehrere Bramanen, welche sich setzen müssen; der Sohn, welcher das Didi gibt, nimmt ein Bad, verrichtet seine Ceremonien, und übt dann sich in Liebes-Werken. Die Bramanen besprengen mit dem Badwasser drey Mahl sein Haupt, und werfen Blumen und Reis auf dasselbe. Nach dieser Ceremonie legt er ihnen auf Feigenblättern Eßwaren vor, nennt den Nahmen Biruma, Wischnu und Tschiwa, und gibt den Bramanen, welche ihn besprengten, neue Kleider. Die übrigen Bramanen erhalten ihrem Range angemessene Geschenke, während der Sohn vor ihnen auf das Angesicht fällt. An den Ort, an welchem die Bramanen gesessen, wird Reis mit verschiedenen Früchten gelegt; dieser dann mit Wasser angefeuchtet, geknetet, und zu runden Stücken bereitet. Drey bis vier solcher Stücke legt der Sohn auf ein Feigenblatt, denkt an seine Ael-

tern und Großältern, und stellt sich, als wenn sie von den Stücken äßen. Nach diesem entläßt er die Bramanen, und ladet seine Freunde zu einem frohen Mahle.

Das Reich Tanjour ist in 4 Herrschaften eingetheilt, über welche ein Suweiatar (Oberamtmann) gesetzt ist. Sie wohnen in den Städten (in jeder Stadt einer) Diruttorapundi, Kumbakonum, Kewurimairom und Karuppuraneikuri. In diesem Lande haben die Einwohner keine Aecker im Besitze, sondern alle Ländereyen gehören dem Könige. Die Einwohner in den Städten und Dörfern müssen auf Anordnung des Maniakaren (Vorstandes) ackern, säen, ernten, und erhalten für ihre Mühe einen bestimmten Antheil. Wenige unter den Bramanen und Gelehrten erhalten etwas Land zum Geschenke.

Am Ende des Jahres 1712, und mit dem Anfange des Jahres 1713, befanden sich die Missionäre in mißlichen Umständen; weil von Dänemark wegen der daselbst herrschenden Pest die Unterstützungen ausblieben. Sie setzten jedoch ihr Missions-Werk mit dem Beystande Gottes fort, tauften viele Heiden, und fuhren fort in ihren Schulen Unterricht zu geben. Die Zahl der Schüler belief sich im Jahre 1713 auf 82.

Den 26. October 1714 entschloß der Missionär Ziegenbalg, zur Beförderung des Missions-Werkes eine Reise nach Europa anzutreten. Mit Polikarp Jordan und einem indischen Knaben aus der malabarischen Schule bestieg er das

dänische Schiff Fridrich IV., langte den 1. Junius 1715 zu Norwegen und den 22. November zu London an, wo Ziegenbalg Bericht von der Missionär-Anstalt zu Tranquebar erstattete. Mit seiner Gattinn, denn er hatte während dieser Reise in Halle geheirathet, trat er die Rückreise nach Ost-Indien an, welches er auch trotz eines großen Sturmes glücklich erreichte.

Aus der Druckerey der Missionäre, welche sie aus Europa erhalten hatten, gingen nach und nach immer mehrere Werke in malabarischer Sprache hervor, welche unter die Heiden vertheilt wurden.

Im Jahre 1718 reiste Ziegenbalg nach Cudulur, welche Stadt in der Nähe von Dewanapatnam, und dem Castell St. David liegt, und fand an verschiedenen Orten Gelegenheit, den Heiden das Wort zu verkündigen, und einige kleine, zu Tranquebar gedruckte Bücher zu hinterlassen.

Außer der Druckerey und Schriftgießerey hatten die Missionäre auch eine Papiermühle; beyde ersteren befinden sich in dem großen Missionshause.

(Den 8. Junius 1719 kamen die 3 Missionäre Benjam Schultz, Nik. Dal und Heinrich Kistenmacher glücklich in Madras an. Zu gleicher Zeit war auch das alte Testament in das Malabarische übersetzt, und dem Drucke übergeben.)

Im Januar 1718 verließ der Missionär Ziegenbalg Tranquebar, und predigte in dem Flecken Puntarei. Der Vorstand des Ortes setzte ihm einige Früchte vor, während welcher Zeit sich alle Einwohner des Ortes um ihn versammelten, mit welchen er sich in Religions-Gespräche einließ, und einen gedruckten Brief hinterließ. In der großen Stadt Tschiali verweilte er 3 Tage, und setzte sich an einen großen Teich, in welchem viele Bramanen badeten. Ziegenbalg redete sie an, erhielt aber keine Antwort; weil sie sich nicht in ihrer Andacht stören lassen wollten. Denn, wenn sie bey ihren Ceremonien einen Fehler begehen, so müssen sie dieselben von Neuem beginnen. Bald aber kamen viele andere Leute, mit welchen er Gespräche anknüpfte, deren Inhalt die Bramanen in eine solche Wuth versetzte, daß sie mit großem Unwillen fortgingen, und viel Volk mit sich nahmen.

Als Ziegenbalg zu dem großen Fluß Collaraon, der Grenzscheide zwischen Tanjour und dem Reiche des Mogul gekommen war, wurde er auf dem letzten tanjour'schen Platze Walladurei angehalten, so zwar, daß man ihn weder vorwärts, noch rückwärts lassen wollte. An dem Flusse befanden sich in einer Herberge viele Fremde, zu welchen sich der Missionär gesellte, und sich über Gegenstände der Religion unterhielt.

In der großen Stadt Tschidambaram widerlegte Ziegenbalg die Meinung der Bramanen: „daß mit der Reinigung des Körpers in den heiligen Wässern auch die Seele gereinigt werde,“

vertheilte einige kleine Bücher unter dieselben, und reiste zur großen Handelsstadt Parenkipottei, welche die Portugiesen Porto Novo nennen. In dieser Stadt traf er unter den Mohren und Malabaren sehr viele an, welche ihn kannten, öfters schon die Predigten zu Tranquebar gehört, und die Bücher der Missionäre gelesen hatten. Da sie den Missionär zu hören wünschten, bestimmte er ihnen eine gewisse Zeit, und trug ihnen das Wort Gottes vor.

In dem Flecken Periakuppam traf unser Missionär viele Reisende in der Gesellschaft eines Gauklers, welcher verschiedene Künste machte. Er schluckte einen Faden ein, und spie dann eine Schlange aus, welche auf dem Boden umher sprang. Er nahm ein Hölzchen in die Hand, warf es auf die Erde, und sieh! es wurde in einen Scorpion verwandelt; er trieb mehrere dergleichen Gaukeleyen. Ziegenbalg entlarvte hier den Betrieger vor der ganzen Menge des versammelten Volkes.

In der Stadt Cudelur blieb Ziegenbalg mehrere Tage, und widerlegte Heiden und Mohamedaner. Von da begab er sich über den Flecken Tschemmandalam zur volkreichen Stadt Dewanapatnam, in welcher er viele Gelegenheit fand, mit den heidnischen Einwohnern über viele nützliche Gegenstände zu sprechen. Alle Bramanen und die vornehmsten Einwohner hatten sich in einem gro-

ßen Hause versammelt, und ließen auf ein Gespräch den Missionär zu sich erbitten. Als er sein Wohlgefallen über dieses Benehmen zu erkennen gab, antwortete ein Bramane: »Es sind in diesem Monathe 8 Jahre, daß wir in diesem Hause eine Unterredung mit euch gepflogen haben. Auch haben wir viele von euern Büchern gelesen, und freuen uns, euch in unserer Mitte zu haben.« Nach diesen Worten ließen sie sich in ein Religions-Gespräch ein, nach dessen Beendigung sich die Bramanen über Ziegenbalgs Kenntnisse in der malabarischen Religion wunderten.

In dem großen und bevölkerten Flecken Dirruppabillur vertheilte er sehr viele Bücher; einige Einwohner folgten ihm nach; er verkündigte ihnen auf dem Wege das Wort der Buße und des Glaubens.

In dem Flecken Kollarokkarei an der moguliſchen Grenze ließ er sich unter schattigen Bäumen nieder, und wurde von vielen Einwohnern und Reisenden umringt, unter welchen sich auch zwey Büßer von scheußlichem Aussehen befanden. Diese redete er an, und bewies ihnen den falschen und verkehrten Begriff ihrer Buße. Auch predigte er in den Flecken Erukkur und Dirukkudeiur.

Nachdem der Missionär Ziegenbalg mehr als 1000 malabarische Dörfer und Städte durchreist,

und überall das Bekehrungs-Geschäft mit gleichem Eifer betrieben hatte, ergriff ihn die kalte Hand des Todes den 23. Februar 1719. Um ihn trauerten seine Witwe und seine drey Söhne. Er verwaltete mit allem Fleiße und aller Treue das Missionswerk, und beförderte dasselbe sehr durch das Uebersetzen vieler Werke in das Malabarische. An seine Stelle (er war Propst) trat der Missionär Gründler, welcher aber schon am 19. März 1720 starb.

In einem Berichte über den Zustand der Mission heißt es: »Die Schulen werden mehr angefüllt mit Kindern und Proselyten, welche sich vom Heidenthume dem Christenthume zuwenden. Die Papier-Mühle und die Druckerey dienen dazu, um das Evangelium des lebendigen Gottes unter die Heiden zu verbreiten. Auch ist den malabarischen Christen die Erlaubniß ertheilt worden, sich auf den Dörfern der Compagnie niederzulassen, Ackerbau oder ein Gewerbe treiben zu dürfen.«

Des Abbe Rochon Reise nach Madagaskar und Ost-Indien im Jahre 1768.

Die Insel Madagaskar ward im Jahre 1506 von Lorenz Almeida entdeckt, und erhielt den Nahmen St. Lorenz-Insel. Alphonso Albukerque gab dem Ruy Pereira de Cotintho den Auftrag, das Innere derselben zu untersuchen, und dem Tristan d'Acunah den Befehl, sie und besonders die vorzüglichsten Caps zu umsegeln. Die Franzosen nannten die Insel unter Heinrich IV. Ile Dauphine; am häufigsten wird sie Madagaskar genannt, obgleich ihr eigentlicher Nahme Madekasse ist.

Die Fläche dieser fruchtbaren Insel kann man auf 200 Millionen Morgen guten Ackerlandes schätzen. Sie wird in allen ihren Theilen von Flüssen und großen Strömen bewässert, besonders aber von einer Menge kleiner Bäche, welche am Fuße der langen, die Ost- und Westküste theilenden Bergkette

entspringen. Die beyden höchsten Berge der Insel sind Wigagora im Norden, und Botistmene im Süden. Diese Berge enthalten in ihrem Innern schätzbare Mineralien und Fossilien.

In den Wäldern herrscht eine große Mannigfaltigkeit sehr schöner Bäume. Palmen von allen Arten, Färbe- und Ebenholz, Bambus von ungeheurer Größe, Pomeranzen- und Citronen-Bäume. Diese Menge von Bäumen wird von vielen Schmarozer- und Schlingpflanzen umgeben. Lerchen- und Erdschwämme von lebhaften angenehmen Farben befinden sich in den Wäldern. Aus dem Milchsafte des Baumes Finguiere gewinnen die Einwohner die sonderbare Substanz, welche den Naturforschern unter dem Nahmen Gummielasticum bekannt ist. Alle Wälder sind voll Kräuter, welche den Botanikanern unbekannt, theils aromatisch oder medicinisch, theils zum Färben tauglich sind.

Flachs, Zuckerrohr, Wachs, verschiedene Arten von Honig, Taback, Indigo, weißen Pfeffer, Gummilakka, grauer Amber, mehrere seidenartige Substanzen, und Baumwolle würde Madagaskar schon seit langer Zeit zum Handel geliefert haben, wenn die Europäer es sich hätten angelegen seyn lassen, den Einwohnern die Kenntnisse der Zubereitung dieser Gegenstände zu verschaffen. Wenige Länder auf der Erde gewähren den Seefahrern alle Arten von Erfrischungen in größerer Menge,

mit geringeren Kosten, und in einem solchen Grade, wie Madagaskar.

Die Bewohner dieser Insel nennen sich ohne Unterschied Malegaschen und Madekassen, haben im Ganzen einen vortheilhaften Wuchs, und sind von verschiedener Gesichtsfarbe. Letztere ist bey mancher Völkerschaft dunkel schwarz, bey einer noch andern kupfer- oder olivenfärbig. Alle Schwarzen haben kurzes, krauses Haar, wie die Neger auf der Küste von Afrika, aber diejenigen von der Farbe der Indier und Mulatten eben so krauses, wie die Europäer. Die Nase der Mulatten ist nicht eingedrückt; ihre Lippen sind nicht aufgeworfen. Diese Völkerschaften haben in ihrem Gesichte etwas Freymüthiges und Angenehmes, verlegen sich nur auf das, was zu den ersten und nothwendigsten Bedürfnissen gehört, und verabscheuen alle Kenntnisse, welche Nachdenken erfordern. Sie sind nüchtern, lebhaft, gelenkig, und bringen den größten Theil ihres Lebens mit Schlaf und Belustigungen hin.

Der Malegasche hat, wie jeder Wilde, weder Tugend noch Laster; für ihn macht die Gegenwart alles aus; er ist schlechterdings zu keinem Vorhersehen im Stande, und begreift nicht, wie sich die Menschen über die Zukunft beunruhigen können.

Die Insel Madagaskar ist in verschiedene Völkerschaften eingetheilt; die Anzahl ihrer Bewoh-

ner wird auf 4 Millionen geschätzt, welche Angabe aber nicht genau bestimmt werden kann. Eine Völkerschaft besteht aus mehreren Dörfern, deren jedes einen besondern Befehlshaber hat. Die Ländereyen gehören demjenigen, welcher sich die Mühe zu ihrem Anbaue nimmt.

Der Malegasche kennt weder Schloß noch Riegel. Seine Mahlzeit besteht in sehr weißem, mit Fleisch- oder Fischbrühe befeuchteten und wohlgekochten Reis. Dieses einfache Gericht wird auf Blätter von Raven gesetzt, welche zugleich auch die Stelle von Löffeln und Schüsseln vertreten. Der Malegasche kocht entweder sein Fleisch, oder röstet es auf Kohlen. Auch dienen ihm eine Menge, zum Theile in Europa unbekannter Vögel, und eine Art außerordentlich großer Fledermäuse, deren Fleisch wohlschmeckender, als unser bestes Hühner-Fleisch ist, zur Sättigung. Die See liefert Goldkarpfen, Zungen, Sardellen, Häringe, Makrelen, Austern, Krabben und Schildkröten. Die Flüsse geben nebstdem noch vortreffliche Aale und Muscheln. Viele von diesen Fischarten sind jedoch vor ihrer Zubereitung sorgfältig zu untersuchen, weil sie giftig sind.

Der Theil von Madagaskar, in welchem sich das Fort Dauphin befindet, ist gut bevölkert. Fast alle Dörfer liegen auf Anhöhen, und sind mit zwey Reihen starker Pallisaden zu ihrer Vertei-

digung umgeben. Die Wohnung des Oberhauptes heißt Donack, und besteht aus 3 — 4 Hütten, welche dasselbe mit seinen Weibern und Kindern bewohnt. Sclaven wachen Tag und Nacht an den Thüren. Die Oberhäupter haben immer eine Flinte und einen mit Eisen beschlagenen Stock bey sich, dessen Ende mit einem Büschel Kühhaare besetzt ist. Eine rothe, wollene Mütze unterscheidet sie von ihren Untergebenen; übrigens ist ihr Ansehen sehr eingeschränkt.

Die Einwohner der Provinz Kaskanossi verstehen die Kunst zu schreiben, und haben sogar einige historische Bücher in madekassischer Sprache. Ihre Gelehrten, Ombiassen genannt, bedienen sich nur der arabischen Charaktere, sind zugleich Aerzte, Zauberer und Sterndeuter. Die berühmtesten derselben kommen aus der Provinz Matatan. Sie lehren in den öffentlichen Schulen die Geomancie (Punctirkunst) und die Sterndeuterey. Das Papier wird in dem Thale Ambul aus der Papyrus nilotica verfertigt, welche die Madekassen Sanga-Sanga nennen. Die Federn sind von Bambo gemacht, und die Tinte wird aus der, in Wasser gekochten, Rinde des Baumes Arandrato bereitet; sie ist weniger schwarz als die unsrige, aber glänzender.

In dem nordwestlichen Theile der Insel Madagaskar ist einiger Maßen die arabische

Sprache ausgebreitet. Dieses hat seinen Grund in der Nähe afrikanischer Fürsten, welche auf Madagaskar Handel treiben, und sogar eine Art kleiner Niederlage haben.

Die Malngaschen in der Provinz Anosi sind lebhaft, fröhlich, gefühlvoll und dankbar, und nicht ohne Einsichten und Fähigkeiten. Das weibliche Geschlecht lieben sie sehr, und kennen keine größere Angelegenheit, als demselben zu gefallen. Die Farbe abgerechnet sind die madekassischen Weiber schön, haben eine schlanke Gestalt, angenehme feine Gesichtszüge, eine zarte Haut, glänzend weiße Zähne, und schöne blaue Augen mit einem glänzend braunen Augapfel.

Die Reichen und die Oberhäupter heirathen nicht selten mehrere Weiber. Der Ehebruch wird wie Diebstahl betrachtet, und eben so bestraft. Die Männer warnen die Fremden, sich mit ihren Weibern in Liebeshandel einzulassen; dagegen biethen sie ihre Töchter an, und finden sich geehrt, wenn sie Kinder von denselben bekommen. Die Haare der Weiber sind geflochten, und oben auf dem Kopfe zusammen gebunden, während die Mädchen sie nachläßig auf die Schulter herabfallen lassen. In Gegenwart der Weiber sind die Männer immer fröhlich.

Wenn die Malegaschen im Kriege sind, singen und tanzen die Weiber den ganzen Tag, in-

dem sie glauben, daß durch das beständige Tanzen ihre Männer angefeuert und ermuthigt werden. Nach Beendigung des Krieges versammeln sie sich bey dem Untergange der Sonne, und fangen Tanz und Gesang unter Begleitung mehrerer Instrumente auf eine sehr lärmende Art an. Ihre Lieder sind theils Lobgesänge, theils Satyren.

Im Jahre 1642 erhielt Capitain Picault für sich und seine Handelsgenossen das ausschließliche Recht, Handel mit Madagaskar zu treiben. Pronis bekam Befehl, im Nahmen des Königs, Madagaskar in Besitz zu nehmen, und an einem fruchtbaren, leicht zu befestigenden Orte eine Niederlage anzulegen. Er wählte das Dorf Maughefia unter 24° 30′ südlicher Breite an dem äußersten Ende der Provinz Karkanossi. Zahlreiche Rindvieh-Herden und die fruchtbaren Reis- und Batattenfelder benahmen alle Unruhe über Mangel an Lebensmitteln. Ein schiffbarer Strom, am Fuße des Berges Siliva entspringend, bewässert Wiesen von unermeßlichem Umfange; Zimmer- und Schiffbau-Holz ist in der Nähe bequemer Werfte, und der Hafen wird durch die kleine Insel St. Lucie gänzlich von dem Winde geschützt.

Die ungesunde Luft aber nöthigte ihn, mit dem kleinen Reste seiner Colonie auf der Halbinsel Tholanger unter 25° südlicher Breite sich nieder zu lassen. Das daselbst erbaute Fort Dauphin be-

herrscht die Rhede, und ist 150 Fuß höher, als die Meeresfläche. Es ist ein länglich erbautes Viereck mit guten Mauern umgeben. Der schöne Fluß Fanscher entspringt an dem Fuße der hohen Berge Menghabey, und ergießt sich 2 Stunden von dem Fort, und sehr nahe bey dem Cap Ravenat, in das Meer. Dieser Fluß speist den großen See Ambul, welcher 10,000 Toisen im Umfange hat, und dessen mittlere Tiefe 40 Fuß beträgt. Die Landspitze Itaper im Norden von dem Fort Dauphin schließt im südlichen Theile die große Bay Lukar. Die Insel St. Clara schützt sie vor den Seewinden.

Doch der Müßiggang Pronis und seiner Leute erzeugte unter diesen eine solche Empörung, daß sie ihren Befehlshaber in Ketten legten, aus welchen ihn ein französisches Schiff rettete. Als er aber sich erfrechte, die Malegaschen im Dienste der Compagnie öffentlich zu verkaufen, ward er seiner Stelle entsetzt, und Flaccourt statt seiner gewählt, welcher gleichfalls sich grausam gegen die Einwohner zeigte.

Im Jahre 1655 brannte Fort Dauphin ab, und ward erst 1663 wieder aufgebaut. Der damahlige Gouverneur Chamangon schickte La Case aus, um den nördlich von dem Lande der Matatanen gelegenen Theil der Insel zu untersuchen. La Case war es, welcher den Ruf des

französischen Volkes bey den Eingebornen wieder herstellte. Sein eigentlicher Nahme ist La Vache r; er war aus Rochelle gebürtig. Wegen seiner vielen Siege gaben ihm die Malegaschen den Nahmen Dian Pusse, die größte Ehre, welche sie ihm erzeigen konnten: denn Dian Pusse hieß ein Oberhaupt, welches ehemahls die Insel eroberte. Er heirathete die Tochter des Beherrschers der Provinz Ambul, welche nach dem Tode ihres Vaters als Monarchinn anerkannt wurde. Ihr Nahme ist Dian Nong. Anfangs lebte der Gouverneur des Fortes mit La Case in Zwist, und brachte bald seine Colonie in das Verderben; bis endlich die Aussöhnung mit La Case neues Leben und Ueberfluß erzeugte.

Der unvorsichtige Bekehrungs-Eifer des Lazaristen Stephan verursachte einen Krieg in der Provinz Mandrarey, welchen 40 französische Abenteurer zum vollen Ausbruche brachten. Nur durch die Beyhülfe des La Case fiel dieser zu Gunsten der Franzosen aus. In Folge der Zeit wurde dieser ausgezeichnete Mann Major. Der Tod des La Case brachte die französische Colonie in das Grab. Der letzte Befehlshaber derselben war La Bretesche, La Case's Schwiegersohn. Spätere Niederlassungen begründeten von Modave im südlichen, und Graf Beniowski im nördliche Theile.

In der Gegend der Bay Antongil lernte Rochon vier Arten Seidenkokons kennen. Die Wolle von Madagaskar ist schön, wird aber von den Einwohnern nicht benutzt.

Der nordöstliche Theil von Madagaskar ist das reiche Vorrathshaus der Colonien auf Isle de France und Bourbon. Die am meisten besuchten Häfen sind Foulpoint, St. Marie und die Bay Antongil. An diesen drey Orten versuchten die Franzosen Colonien anzulegen. Die Einwohner dieser Küste sind noch besser und menschlicher, als jene in der Provinz Karkanossi. Sie verschließen die Thüren ihrer Häuser, welche nur aus zusammengefügten Blättern und Matten bestehen, mit Dornen und Reisern.

Als man gegen die Seeräuber, welche die indischen Meere beunruhigten, beträchtliche Anstalten traf, um ihren Raubzügen ein Ende zu machen, geriethen sie in Furcht, und flohen nach der Nordküste von Madagaskar. Wahrscheinsch war ihre erste Niederlassung auf der Insel St. Marie, deren eine Spitze 11 Stunden von Foulpoint liegt, die andere aber sich in Norden bis zur Bay Antongil erstreckt. Durch Heirathen gewannen sie das Zutrauen und die Freundschaft der Insulaner.

Bis 1721 setzten sie ihre Seeräubereyen mit Glück fort, erlagen aber nach einem langen und fürchterlichen Widerstande der Macht mehrerer vereinigter Nationen. Da sie nun ihr schändliches Gewerbe nicht mehr treiben konnten, so suchten sie unter den Einwohnern Zwiste zu erregen, und aus dem Verkaufe der Gefangenen neue Mittel zur Bereicherung zu gewinnen. So endigten die Piraten ihre Räubereyen mit dem verabscheuungswürdigen Sclaven-Handel, welcher noch jetzt Madagaskar entvölkert.

Der nördliche Theil von Madagaskar wird wegen seiner größern Fruchtbarkeit häufiger von europäischen Schiffen besucht, als der südliche. Das Innere des Landes kennt man fast noch gar nicht. Der meist besuchte Ort in dem nördlichen Theile heißt Foulpoint, bey den Eingebornen Wulu-Wulo. Der Hafen von Foulpoint wird von Riefen gebildet, an welchen sich das Meer bricht. Der Rief ist von Korallen, hängt auf der einen Seite mit dem Lande zusammen, und erstreckt sich gegen NNO., während sich die Küste nach NNW. zieht.

Die Breite des Canals beträgt ungefähr 50 Klafter, und die Tiefe beynahe eben so viel. Der Hafen faßt 10 große Schiffe. Das Meer zieht sich bey der größten Ebene nur 4 — 5 Fuß zurück, und zeigt dann den Rief bloß. Man findet auf demsel-

den Moose, See-Pflanzen, schwarze Korallen, sehr seltene Madreporen, Seesterne, Meeres-Insecten und Muscheln in mannigfaltigen Formen und Farben.

Bey der Einfahrt der Flüsse findet man Mangles-bäume mit Auster-Gehängen von sehr seltener Form. In einer kleinen Entfernung von den Orten, welche vom Meere bedeckt werden, trifft man Adern von einem Sande an, welcher ganz anders beschaffen ist, als jener des Ufers, und halb verglast zu seyn scheint. Man sieht glimmerige und bröckelige Steine und kleine Glasstücke in großer Menge. Nach Rochon's Beobachtungen liegt Foulpoint in 17° 40′ 20″ südlicher Breite, und in 57° 20′ östlicher Länge von Paris. Während seines dortigen Aufenthaltes stieg der Thermometer nie über 27°, und fiel nie unter 15° Reaumur. Der Barometer zeigte nur sehr geringe Veränderungen, und blieb immer zwischen 28″ 2‴ und 25″ 25.‴

Die Dörfer, welche Foulpoint ausmachen, sind nicht beträchtlich, liegen meistens am Abhange von Hügeln zerstreut, und haben Palisen zur Vertheidigung. Eine Menge nützlicher Bäume gibt ihnen angenehmen Schatten. In der Mitte von Kokos-, Bambus-, Pomeranzen-, Citronen- und Pisang-Bäumen und wilden Weinstöcken unterscheidet man den Raven, eine Palmen-Art, welche nur in Madagaskar einheimisch ist. Der Baum wird

sehr groß, und sein Herz, wie jenes der Kohlpalme gegessen. Seine Rinde ist hart, sein Holz faserig und unverweslich, und wird zum Baue der Häuser verwendet. Unter den häutigen Hüllen, welche die Blüthen dieser Palme umgeben, findet man ein Gummi von außerordentlichem Wohlgeschmacke.

Das Land von Foulpoint ist reich an fetten Triften und an Vieh. Der schöne Fluß Onglebey verliert sich 400 Toisen von seiner Mündung im Sande. Dieser fischreiche Fluß, auf welchem sich viele Vögel aufhalten, ist an einigen Orten sehr tief, an andern sehr breit. Es ist zu bedauern, daß es in diesem Flusse, wie in allen andern Flüssen Madagaskars, sehr ungeheuere Krokodille gibt. Die Bäume und Stauden, welche die Flüsse so reizend machen, sind die Schlupfwinkel dieser fürchterlichen Thiere.

Einige Meilen von Foulpoint und den hohen Bergen von Ambotismene näher wird die Gegend mannigfaltig. Hügel schützen die Ebenen und Thäler vor den Winden; wegen der hohen und holzreichen Lage des Landes ist die Hitze nicht mehr lästig. Die weniger bearbeiteten Felder sind wilder und wüster; die Herden irren frey umher. Die Wiesen in den Thälern werden von einer Menge der Bäche bewässert und befruchtet. Die Blumen haben mehr Glanz, und ihre Farben sind schimmernder und mannigfaltiger, als auf unsern Wiesen.

Ohne Kunst, ohne Symetrie gepflanzte Baumgruppen machen diese ländlichen Gegenden noch reizender und interessanter. Einige Meilen weiter ändert sich der Schauplatz, und das Land wird bergig.

Eine Menge Vegetabilien biethet sich in reichem Ueberflusse zur Untersuchung dar. Man lernt 6 ganz verschiedene Reiß = Arten kennen, Gerste von vorzüglicher Schönheit, 6 Arten von Jams = Wurzeln, und einige völlig wild wachsende Wurzeln (Fanghit = der Insulaner) von der Dicke eines Menschen, von zartem Geschmacke, und mit einer röthlichen Rinde. Sie treiben den Urin, sind leicht zu verdauen, und stillen Hunger und Durst zugleich. Es gibt verschiedene Arten von Hülsenfrüchten im auserlesenen Geschmacke. Die Varvatten gleichen dem Capernstrauche, und blühen, wie dieser. Jede Schotte schließt eine kleine Erbse von der Größe einer Linse in sich. Diese Hülsenfrucht wird so hoch wie der Kirschbaum; mit den Blättern derselben füttert man im Innern des Landes das Vieh.

Wenn man diese Felder und Wiesen verläßt, um sich in die unermeßlichen Wälder, dem Aufenthalts = Ort vieler wilden Thiere, zu vertiefen, so sieht man Schönheiten einer andern Art: tiefe Einsamkeit, überraschende Kühle, ein den Strahlen der Sonne unzugänglicher Schatten, Echo, welche auf allen Seiten vom Gebrülle der Thiere widerhallen — gewähren neue Freuden dem Freunde der Natur. Die Bäume sind ungeheuer dick.

Der Freund der Mineralogie findet Befriedigung in den hohen Bergen von Ambotismene. Es finden sich da ungeheure Krystall-Blöcke; die am meisten gesuchten Schörlarten sind in diesen Bergen nicht selten, so wie Granaten und Anzeigen von Zinn-Gruben, welche die Einwohner Wulafutschesine nennen. Gruben sehr vorzüglichen Eisens gibt es in Menge auf der ganzen Insel. Die Malegaschen zerreiben und zerstampfen dieses Erz, und legen es dann in Haufen zwischen vier mit Thonerde überzogenen Steinen. Um die Flamme zu vermehren, vertritt die Stelle des Blasbalges eine hölzerne Pumpe. Der höchste der wenig zugängigen Berge von Ambotismene ist etwa 1800 Toisen über die Meeresfläche erhoben.

Fährt man in der guten Jahreszeit von Isle de France nach Indien, so sucht man zuerst die Nordspitze von Madagaskar ansichtig zu werden, richtet dann seinen Lauf zwischen den Untiefen Patrom und den Almirantes-Inseln, und durchschneidet den Aequator in 50° der Länge. Hier trifft man den westlichen Monsun an, schifft mit demselben durch die maldiwischen Inseln zwischen Kelon Schewlipar, und sieht die malabarische Küste bey Cochin. Das Uebrige der Reise ist bloß Küstenfahrt. Die Schiffe, welche in der schlimmen Jahreszeit Isle de France verlassen, um nach Pondicheri zu gehen, müssen bis 36° südlicher Breite in die Gegend der veränderli-

chen Winde, und halten ihren Lauf so, daß sie in 85° der Länge den Aequator berühren.

Zum Schlusse bemerkt Rochon, daß er der Schiff-Fahrt durch astronomische Beobachtungen der Lage der beyden gefährlichsten Untiefen im indischen Mittelmeere keinen unwichtigen Dienst geleistet habe. Die Puncte, deren Lage er vorzüglich bestimmt hat, sind die Seychelles-Inseln, die Untiefe Corgados, Saya de Malha, die Insel Diego Gaccia und die Adu-Inseln.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Taschen-Bibliothek der wichtigsten und interessantesten Reisen nach Ost-, West- und Süd-Indien

Bd.: 2,1

1833

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.Geogr.it.o.20(2#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11768367-1